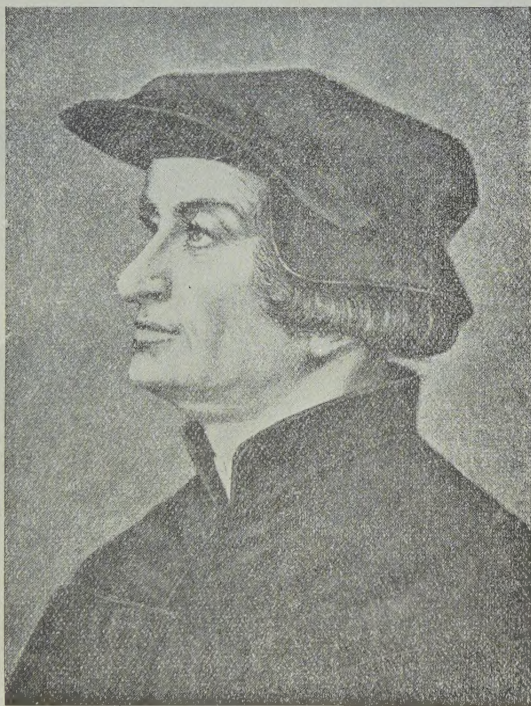


Christus Mathei am XI. Kommend zu mir alle, die arbeitend und  
beladen sind, und ich wil üch ruw geben. (Das walt Gott.)  
Zwinglis Lieblingspruch.



Ulrich Zwingli

1484—1531

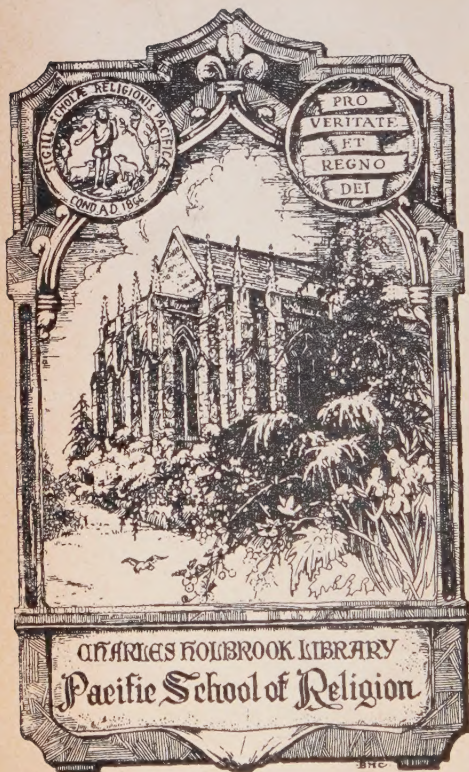
Von A. Grob, Pfarrer in St. Gallen

4. Auflage.

BR  
345  
G76  
1904  
GTU  
Storage

PAUL EBINGER  
STOR DER REF KIRCHE  
414 MARKET ST,  
LA CROSSE, WISCONSIN.

1667





# Huldreich Zwingli

der Reformator und Patriot

---

Bilder aus seinem Leben.

Für das evangelische Volk zusammengestellt

von

*August*  
**A. Grob,**

Pfarrer in St. Gallen.

---

Vierte durchgesehene Auflage.

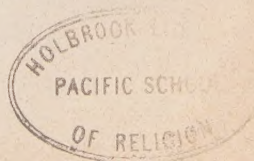
---

Schweizerischer Verein für freies Christentum.

**Zürich II.**

Kommissionsverlag von Aug. Friedl.

1904.



BR 345. G76  
1904

~~G17~~

~~G89~~

58882

# Huldreich Zwingli,

## der Reformator und Patriot.

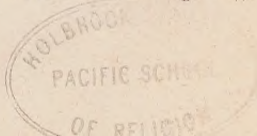
---

### 1. Einleitung.

Jeder Neujahrstag, den wir feiern, ist für uns evangelisch-reformierte Schweizer auch ein Gedächtnistag der Reformation. Denn am 1. Januar 1484 wurde in Wildhaus im Toggenburg geboren, und am 1. Januar 1519 stand zum ersten Mal auf der Kanzel des Großmünsters in Zürich, die Hand auf der Bibel, **H u l d r e i c h Z w i n g l i**.

Das Schweizervolk kennt diesen Namen. Ihn nennen Tausende vom hohen Alpenwall bis zu des Rheines grünen Fluten mit freudigem Stolz, mit dankbarer, inniger Liebe. Denn Zwingli ist's, welcher vor bald vierhundert Jahren, sein Leben opfernd, uns frei gemacht hat vom Joch der römischen Knechtschaft.

Was das heißen will, lernt man aufs neue wieder schätzen in der Gegenwart, wo eine vom Geiste des Jesuitismus beherrschte katholische Priesterkirche nicht bloß wider Vernunft und Gotteswort der katholischen Welt den Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit des Papstes aufzubürden sich unterstanden hat, sondern auch bis auf diesen Tag durch unwürdige Gewissensknechtung in konsequenter Unterdrückung jeder freien Ueberzeugung, durch einen bedenklichen Mangel an Wahrheitsinn, durch Pflege manchen trassen Aberglaubens, durch den Gebrauch unreiner und gewissen-





verderbender Morallehren, durch grundsätzliche Bekämpfung der Bibelverbreitung im Volke, durch planmäßige, gehässige Absonderung und Abhaltung ihrer Gläubigen von der Gemeinschaft mit den Protestanten u. a. m., den heiligen Geist beleidigt und gegen die christliche Wahrheit und Liebe verstößt.

Man sage nicht mehr, daß die katholische Kirche viel gelernt habe von der Reformation.

Daß wir Protestanten von den römischen Priesterfessungen, alten und neuen, befreit sind und über sie das Urtheil der Vernunft und des göttlichen Wortes frei walten lassen können — wir verdanken es unserm Zwingli. Ja, daß auch in den großen Hauptländern des Katholizismus, in Oesterreich und Frankreich, in unsern Tagen mächtige evangelische Bewegungen, theils unter den Laien, theils unter den Geistlichen, entstanden sind, in denen Hunderte und Tausende von Katholiken, unbefriedigt von dem, was ihre Kirche zu bieten hat, mit dem Lösungswort: „Los von Rom“, in herzlichem, religiösem Verlangen freiwillig der Wahrheit im Evangelium sich zuwenden und neue protestantische Gemeinden als lebendige Glieder am Leibe Christi uns geboren werden wie Tau in der Morgenröthe — wir danken es der Saat, die vor Jahrhunderten von Zwingli und andern Gottesmännern ausgesät worden ist und die aufgeht, wann sie will.

Aber indem wir heute mühelos die köstliche Frucht genießen, die er uns gereicht, vergessen wir allzu leicht, welches eines urgesunden und stark gewurzelten Baumes, welches ausdauernder Wärme, welche glühender Mittagssonne, welches tobender Stürme und Gewitter es bedurft hat, um sie zu zeitigen und auszureifen innerlich und äußerlich. In mancher schlichten Stube hängt, in hohen Ehren gehalten, das Bildnis des braven Mannes. Aber sein Lebensbild, die lebendige That der Zürcherreformation, so schön und groß,

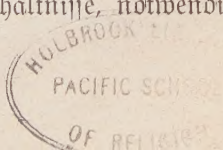
ist noch viel zu wenig Eigentum unseres evangelisch-reformierten Volkes geworden.

Wir wollen den Versuch wagen, frei mit dem Stoffe waltend, in einigen zusammenhängenden Bildern Zwingli und sein glorreiches Werk, seinen Geist und seine Art dem freundlichen Leser vor die Augen zu führen.

Wir werden dabei zugleich Gelegenheit haben, Zwingli im Verhältnis zu seinen Mitreformatoren unparteiisch und gerecht zu würdigen, was bis dahin nicht immer geschehen ist. Die Ehre, die ihm gebührt, ist um ihretwillen verkleinert worden. Sein Name hat unter ungünstigen Umständen unrechtmäßig gelitten und leidet in voreingenommenen Kreisen bis auf diesen Tag.

Wir meinen es so. Zwinglis berühmter Zeitgenosse war bekanntlich Luther. Wenn die Geschichte diesen den größern nennt, so können wir uns dieses Urteil im allgemeinen gefallen lassen; es ist für Zwingli keine Unehre. Aber wenn Luther tat, als ob der Schweizer erst durch ihn den Mut bekommen hätte, in die Schranken zu treten, und ohne ihn „diese Leute so still geblieben wären, wie die Mäuse“, wenn die echten Stoß-Lutheraner, in der Halsstarrigkeit mehr als im Gottesgeiste ihres Meisters Schüler, bis auf die Gegenwart hartnäckig dieses Vorurteil festhalten, welches Zwingli zum Nachtreter Luthers erniedrigt und den Schweizerstern sein Licht erst von der Wittenberger Sonne empfangen läßt, so ist dazu einfach zu bemerken, daß eine solche Darstellung gänzlich unrichtig ist.

Nicht bloß erklärte Zwingli selbst schon so entschieden wie bescheiden, daß er Gottes Wort gepredigt, ehe er Luthers Namen gehört; eine wahrheitsliebende, unbefangene Geschichtsforschung hat auch längst außer Zweifel gesetzt, daß die Schweizerreformation eine durchaus selbstständige war, wie sie es denn, gemäß der Eigenart Zwinglis und unserer republikanischen Verhältnisse, notwendig auch sein mußte.





Noch mehr ist Zwinglis Verdienst in der eigenen reformierten Kirche durch seinen Nachfolger Calvin in Genf in Schatten gestellt worden. Zwingli hat keine dicken Bücher geschrieben über seine Glaubenslehre. Dazu hatte er in seinem kurzen Leben weder Zeit noch Neigung. Ohne großen Gelehrtenkram hat er, wie Jesus, gleich mit der Tat frisch angefaßt und Gottesdienst und Leben nach der Richtschnur der Bibel reformiert. Allein die nächstfolgende Zeit empfand dann das Bedürfnis, die tiefgehende Neuerung nachträglich gelehrt zu begründen und sie theoretisch, d. h. gedankenmäßig auszubauen. Das tat nun der Genfer-reformator, ein gewaltiger Geist, gleich groß in gelehrter Erkenntnis wie in sittlicher Willensstärke. Er stellte, indem er furchtlos und streng die letzten Folgerungen des reformatorischen Grundgedankens zog, Gott allein die Ehre zu geben, ein großartiges, umfassendes und festgeschlossenes Lehrgebäude auf, durch welches er nicht bloß alle reformierten Kirchen in der Schweiz, in Holland, in England und Ungarn beeinflusst und beherrscht, sondern selbst der lutherischen Kirche teilweise den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat.

Ihm gegenüber trat Zwingli in den Augen der nach-reformatorischen Zeit in die Stellung eines untergeordneten Vorläufers von verhältnismäßig geringer Nachwirkung zurück. Er ward zum zweiten Mal durch den „Größern“ zugedeckt.

Indessen kann ihn keine Ungunst der Geschichte auf die Dauer verkleinern; die Wahrheit kommt zuletzt doch immer zu ihrem Rechte. Aber ebenso wenig braucht ihn die begeisterte Liebe seiner Verehrer zu vergrößern. So wie er wirklich war und lebte und wirkte, ist er groß genug, um unsterblicher Ehre wert zu sein. Hat er doch in mehrfacher Hinsicht, z. B. in grundsätzlicher Klarheit, in religiöser Weitherzigkeit, in ebenmäßiger Harmonie seiner Geistes-



bildung, überhaupt in einer Freiheit und Vollendung der Weltanschauung, die viel mehr die neuzeitliche als die mittelalterliche ist, nicht bloß Luther und Calvin, sondern seine Zeit selbst überragt. Hierüber ist mehr enthalten in der Characterschilderung Zwinglis am Schlusse dieses Büchleins.

## 2. Land und Leute.

Leben und Wirksamkeit großer und kleiner Menschen ist bedingt durch die Zeitverhältnisse, unter welchen sie auftreten. Um Zwinglis weltgeschichtliche That zu verstehen, müssen wir darum vorerst im allgemeinen Kenntniss nehmen von den öffentlichen Zuständen unseres Vaterlandes in damaliger Zeit.

Der Schweizerbund zählte im sechszehnten Jahrhundert noch nicht so viele Glieder wie gegenwärtig, und unsere Landkarte sah noch buntscheckiger und wunderlicher aus als jetzt. Zu den acht alten Orten Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern (1353) waren nach den Burgunderkriegen Freiburg und Solothurn, nach dem Schwabenkriege Basel und Schaffhausen hinzugekommen und im Jahr 1513 wurde auch noch Appenzell aufgenommen. Damit waren die drei zehn Orte vollständig, die nun bis 1798 unverändert die alte Eidgenossenschaft ausmachten. Neben diesen freien Ständen gab es aber damals auch noch sogenannte gemeine Herrschaften, z. B. Aargau, Thurgau, Rheintal, Sargans etc., meist Gebiete, welche die Eidgenossen im Kriege Oesterreich abgenommen und als erobertes Land abwechselnd durch Bögte verwalten ließen. Und zu diesen kamen drittens noch zugewandte Orte, wie das st. gallisch-äbtliche Gebiet, Graubünden, Wallis etc., welche zwar dem Bunde der Eid-

genossen nicht zugehörten, aber durch engere Bündnisse, besonders für den Kriegsfall, mit ihnen verbunden waren. So stand der Schweizerbund, so klein auch sein Gebiet war, festgefügt und Achtung gebietend da. Hatten doch Oesterreich, Burgund und das Reich seine wuchtige Kraft gespürt!

Allein die i n n e r n Zustände waren um so bedenklicher. Die schweizerischen Lande theilten im 15. Jahrhundert in kirchlich-religiöser und sittlicher Hinsicht die schweren Gebrechen der ganzen damaligen Christenheit. Die Kirche hatte mehr und mehr aufgehört, das Salz der Erde zu sein. Statt, ihrem ursprünglichen Berufe getreu, die Welt (im schlimmen Sinne des Wortes) zu bekämpfen und sie in selbstverleugnender Demut mit der heiligenden Gotteskraft des Evangeliums zu durchdringen, hatte sie diese Welt selbst lieb gewonnen! Nachdem aber die Päpste und Bischöfe einmal weltliche Fürsten geworden, die über Land und Leute regierten, und nicht minder die Klöster und Stiftungen reiche Besitzungen, Geld und Gülten sich erworben hatten, hat sich auch an der Kirche der Fluch des Mammons erfüllt. Habsucht und Geiz auf der einen, Genußsucht und Faulheit auf der andern Seite wurden vielfach die hervorstechenden Eigenschaften derer, welche die Herde Christi weiden sollten. Die Unkeuschheit der „Pfaffen“ aber, durch das unnatürliche Gebot der priesterlichen Ehelosigkeit hervorgerufen, war so allgemein, daß niemandem einfiel, sich ernstlich daran zu stoßen. Den Laien hinwieder machte diese tief gesunkene, entartete Kirche — das muß man ihr lassen — das „Seligwerden“ nicht weniger leicht als ihren eigenen Organen, den Klerikern. Um die Hebung des sittlichen Lebens im Volke kümmerte sie sich wenig. Wie wäre es ihr auch angestanden? Wurden nur die äußern kirchlichen Sakramente gehalten und die geistlosen gottesdienstlichen Zeremonien erfüllt, so war Gesetz und Propheten genug getan. Jegliche Sünde aber, begangene oder



noch zu begehende, konnte gebüßt werden mit — flingender Münze!

So ward in schamloser Weise das christliche Volk um seine heiligsten Güter betrogen und zum andern Mal aus dem Tempel des Herrn eine Mördergrube und ein Geldmarkt gemacht.

Wohl empörte sich zeitweise das beleidigte öffentliche Gewissen; aber römische List und Gewalt mußte immer obzusiegen. Während draußen im Reich auf mehreren Konzilien der laute Ruf nach Abschaffung der schreiendsten Uebelstände erhoben wurde, ein Wicleff in England, ein Hus in Prag kühn wider die Irrtümer der Kirche auftraten, wagte es in Zürich der Chorherr Felix Hemmerlin, ein ernster Priester voll Gelehrsamkeit, Geist und Wiß, die träge Sippenschaft seiner Kollegen mit heißendem Spotte zu geißeln und sie zu einem würdigern und ehrbarern Leben aufzufordern. Aber die Konzilsbeschlüsse wurden von den Päpsten wieder schlafen gelegt; Wicleff wurde verdammt, Hus verbrannt und Hemmerlin litt und starb als hochbetagter Greis, nachdem er einem Mordanfall entgangen war, in den feuchten Kerkermauern von Gottlieben und Luzern.

Die Stunde war noch nicht gekommen.

Zu diesem allgemeinen kirchlichen Verderben kam in der Schweiz damals noch ein besonderes von mehr politischer Natur hinzu, das Pensionennehmen und der fremde Kriegsdienst. Nachdem die Eidgenossen auf den Schlachtfeldern von St. Jakob an der Aare, Grandson und Murten den Beweis furchtbarer, unüberwindlicher Tapferkeit abgelegt, zugleich aber auch über der Burgunderheute ihre schwache Seite, eine bedenkliche Geld- und Beutegier verraten hatten, kamen fast aller Länder Herren zu ihnen, um für Gold ihre Söhne zu werben in fremden Krieg; so die Könige von Frankreich, die Herzöge von Mailand, die Päpste etc. Zugleich bezahlten diese ausländischen Fürsten

bedeutende Jahrgelder an die Kantone und an einflußreiche Persönlichkeiten insbesondere, um sich ihrer dauern- den Günst zu versichern. Dafür bluteten die Eidgenossen in fremden Schlachten jenseits ihrer Berge, ja es kam mehr als einmal vor, daß solche in beiden feindlichen Heeren sich gegenüber standen. Der Geldgier erstickte alle bessern Re- gungen. Dürfte doch der Landvogt von Dijon, als die Tag- satzung seinen Verbungen für Frankreich einige Schwie- rigkeiten machte, zu ihr sprechen: „Ich sehe wohl, wo es fehlt. Ich muß den Kronensack schütteln, so wird's schon ge- hen.“ Und hernach ging's wirklich. Dieses heillose Unwesen brachte den eidgenössischen Bund an den Rand des Verder- bens. Wilde Kriegslust, Roheit und Zuchtlosigkeit nahmen überhand, der stille Fleiß im Berufe war verachtet, die Fel- der lagen brach und öde. Zerrissen ward alle Einheit, zer- stört jedes vaterländische Gefühl. Die Einen schauten da, die Andern dort hinaus. Die höchsten Bürgertugenden, Liebe zum Gemeinwesen, Treue und Charakter erlagen dem falschen Golde.

So stand es damals bei uns. Sollten Religion und Vaterland vor völligem Untergang bewahrt bleiben, so mußte ein Retter aufstehen, der Einsicht genug besaß, um die Größe des Uebels zu erkennen, und Willenskraft genug, ihm um jeden Preis abzuhelpen. Dieser Mann von Kopf und Herz war Z w i n g l i.



### 3. Zwinglis Lehr- und Wanderjahre.

„Zu oberst in Europas Welt“, im höchstgelegenen Dorfe des schönen Toggenburgs, auf der Wasserscheide des Rhein- und Thurtales, stand Zwinglis Wiege. Der Wan- derer, der von Alt St. Johann heraufkommt, hemmt un- willkürlich ins Reichenau versunken seine Schritte, wenn er die beiden Kirchlein von W i l d h a u s auf einmal un-



fern winken sieht. Der Punkt ist zu malerisch, ein liebliches Bild, eingefasst vom gewaltigen Rahmen einer großartigen Gebirgsnatur. Vor sich das Dörflein, grad oben auf der Paßhöhe scharf vom Horizonte sich abzeichnend; darüber weg in blauer Ferne die jähe „Rotwand“ im Lichtensteinschen; rechts, zum Erlangen nahe, die wilden Churfürsten in Reih' und Glied; links der riesige Schafberg, wie eine trohige Vorwacht des Säntis; ringsum grüne Tristen, friedliches Läuten der Herdenglocken, reine Lüfte, ein lachender Himmel — eine einfach große, erhabene Alpenwelt.

Da steht rechts an der Landstraße, einen Steinwurf weit, hart neben dem Schulhaus „im Nyfighus“ Zwinglis Geburtshaus. Es ist heute nicht mehr die unveränderte alte morsche Hütte von ehemals. Weil dieser, dem Zahn der Zeit erliegend, Einsturz drohte, wurde sie vor mehreren Jahren von Grund aus renoviert und (mit Beibehaltung mancher alter Teile) in Stil und Charakter so ähnlich als möglich wieder hergestellt, mit entsprechenden altertümlichen Geräten in der Stube, und frischen Malen in den Fenstern nach Toggenburgerart.

Die „Zwinglihütte“ wird viel von Fremden besucht und darf sich nun mit Ehren wieder sehen lassen.

Und da inzwischen auch in Zürich, für welches er lebte und starb, ein herrliches chernes Zwingli-Denkmal bei der Wasserkirche errichtet worden ist, hat das gegenwärtige Geschlecht in würdiger Weise hier und dort eine alte Ehrenschild abgetragen, und Meister Ulrich darf nicht klagen, daß er vergessen sei.

Also da drin erblickte unser Reformator das Licht der Welt (sieben Wochen später als Luther), von zehn Kindern das drittgeborne. Er war nicht armer Leute Kind. Sein Vater war Ammann des Dorfes, wohlhabend und angesehen, aus ehrenvertem bürgerlichem Geschlechte; er zählte hervorragende Geistliche unter seinen nächsten Anverwandten.

Groß und frei wie diese heimatliche Natur, voll edeln, maßvollen Selbstgefühls wie der Geist des Vaterhauses, war Zwinglis Persönlichkeit.

Der Vater und der Better Dekan in Weesen sahen bald, daß der Junge mit den klugen Augen und dem heitern, aufgeräumten Wesen fein begabt sei, und es ward beschlossen, er müsse, um das alte Ansehen des Hauses fortzuerben, „etwas werden.“ Und als ob sie geahnt hätten, daß sich da die Anwendung mehr als gewöhnlicher Mittel lohnen werde, legten sie seine Bildung gleich von Anfang in größerm Maßstab an, und, was noch entscheidender war, sie setzten das junge Reis nicht auf dürres, sondern auf grünes Holz.

Damals gab es nämlich in der theologischen Welt zwei streng geschiedene Richtungen. Die ältere, die sogen. Scholastiker, trieb mittelalterliche Schulweisheit, für welche die Wahrheit und Unanfechtbarkeit der kirchlichen Dogmen von vornherein zweifellos feststand, und welche in Hinsicht auf die Methode der Forschung und Beweisführung sich bestimmter althergebrachter Formen in geistlosem Formalismus bediente. Die jüngere, die Humanisten, lag dem hingebenden Studium der damals wiederentdeckten, vorzüglichsten Schriftsteller der alten Griechen und Römer ob, an denen man gleich sehr die vollendete Form, wie den hohen, sittlichen, zu schöner Menschlichkeit, zu Edelsinn und Vaterlandsliebe heranbildenden Gehalt bewunderte. Ein klassisches Latein, wohl auch Griechisch, war ihr Stolz und ihre Zierde. Die ersteren waren meist kirchengläubig, manchmal auch mönchisch beschränkt und dummdreist, die letztern dagegen aufgeschlossener, lichtfreundlicher, freier, humaner. Zwinglis Anlage wies ihn klar und entschieden auf die humanistische Bahn freier Bildung; und daß Diejenigen, welchen seine Leitung oblag, ihn mit vollem Bewußtsein gerade auf diesen Weg stellten, gereicht ihnen zu großer Ehre und kennzeichnet trefflich den Geist der Familie.



Der Knabe ward nach B a s e l getan, lernte da Latein, Musik und Disputieren und hatte in Kurzem so außerordentliche Fortschritte gemacht, daß der wackere Schulmeister Bünzli erklärte, so einer sei ihm noch nicht vorgekommen und er könne ihn nichts mehr lehren. Dann kam er nach B e r n und setzte unter dem gelehrten Wölflin (Lupulus) seine Studien mit Eifer fort. Da wollten ihn die Dominikanermönche wegen seiner schönen Stimme in ihr Kloster ziehen. Sobald aber die zu Hause davon hörten, ward er heimgenommen. Ein Mönch sollte er nicht werden. Für die Rutte waren auch Geringere gut genug.

Nest bezog der körperlich und geistig heranreifende Jüngling, wohl vorbereitet, die Universität in W i e n. Es war im selben Jahr (1499), als die Eidgenossen im glorreichen Schwabenkrieg ihre Unabhängigkeit vom deutschen Reiche erstritten. Zwei schöne, fruchtbare Jahre verlebte er in der fernen Kaiserstadt. Das Studium der Weltweisheit erweiterte seinen Gesichtskreis und läuterte seinen Geist. Die herrlichen Werke der Alten wurden ihm mit jedem Tage unentbehrlicher. Während andere ihren studentischen Vergnügungen nachzogen, saß er über den Büchern oder trieb seine liebe Musik, die ihn zeitlebens mit ihrem heitern Troste begleitete. Er war Meister auf sieben Instrumenten.

Heimgekehrt, lenkte er seine Schritte zum zweiten Mal B a s e l zu. Er wurde da Lehrer an der Lateinschule zu St. Martin, zugleich aber fuhr er fort, in unermüdlichem Streben selbst nach der Wahrheit zu suchen bei den vorzüglichsten Gelehrten. Viel verdankte er dem edeln Thomas Wyttenbach von Biel. Dieser half dem ringenden Jüngling väterlich, bis er zur Klarheit der Ueberzeugung und auf die Tiefen des wahren evangelischen Glaubens durchgedrungen war. Hatte Zwingli bis dahin offenbar an den weltlichen schönen Wissenschaften und Künsten, die geeignet waren, Geist und Gemüt ächt menschlich durchzubilden

und eine freiere Weltanschauung zu schaffen, mehr Geschmack gefunden, als an dem römisch-katholischen Ballaste, der damals Theologie hieß, so zeigte ihm nun Wytttenbach, wie doch n u r unter diesem Schutte der lebendige Quell zu suchen sei, aus dem die Wasser des ewigen Lebens fließen, und daß das Heil, das da selig macht, so wenig zur Linken in Plato, als zur Rechten in Augustinus und den Konzilien, sondern nur in dem einen Mittler Jesus Christus zu finden sei. Er lehrte ihn, „nicht auf die Schlüsselgewalt der Kirche zu bauen, sondern daß der Glaube allein der Schlüssel sei, welcher dem Menschenherzen den Schrein der Vergebung der Sünden eröffne.“

So war Zwingli mehr als früher auch innerlich fürs geistliche Amt zubereitet, als er im Jahre 1506, zweiundzwanzig Jahre alt, zum Pfarrer von *Clarus* erwählt wurde. Von jetzt an ist er der Mann.

„Der neue Lehrer, nicht willens, ein charakterloser Tagelöhner zu sein, mußte hier auf Beobachter, auf Gegner wie auf Freunde rechnen. E i n Mittel nur gibt es, unter solchen Umständen aufrecht zu bleiben: das strenge Festhalten an Pflicht und Ueberzeugung, e i n e unzerbrechliche Stütze: das Vertrauen auf die höhere Kraft, die einem reinen Streben nie abgeht. Mit diesem Entschlusse, unter diesem Schilde begann Zwingli in seinem Berufe zu wirken, nicht allzu ängstlich um das Urtheil der Menschen, um das Gerede der Menge sich kümmernd. In ihm waltete der feurige Geist einer kraftvollen Jugend, abhold allem heuchlerischen Stopfhängen, aufgeweckt, lebensfroh, bisweilen selbst an Mutwillen streifend, und dennoch so ernst, wo es der Sache der Wissenschaft, so tief, wo es derjenigen des Glaubens, und so gewissenhaft, wo es der anvertrauten Gemeinde oder dem Vaterland galt, an deren Wohl und Ehre sein Herz hing.“ (Gottinger.) — Zwingli war nicht derjenige, der sich durch die Ehre dieses ersten Erfolges hochmütig und träge machen ließ. „Zimmer noch mehr wer-



den, immer noch besser mich ausbilden!“ war seine Lösung. Er konnte noch nicht griechisch und mußte darum die Bibel nur in der lateinischen Uebersetzung lesen. Das plagte ihn. Und frischen Entschlusses geht er dran, die nicht leichte Sprache rein aus sich, mit Hülfe der mangelhaften Lehrbücher, die man damals haben mochte, zu erlernen, und gibt nicht nach, Tag und Nacht, Jahre lang, bis er's glücklich los hat. Sein Lohn war die Freude, mit der er nun das Neue Testament im Urtexte las. Er schreibt selbst hierüber: „So entschieden habe ich mich nun der griechischen Sprache zugewendet, daß nichts mehr mich davon abzugiehen vermag. Nicht aus Eitelkeit tue ich dieses, sondern aus Bedürfnis des Verstehens der heiligen Schrift.“ Und wie ihm allmählig die Wahrheit aufging, daß das Schriftwort über den Menschenstammungen stehe (und nicht umgekehrt, wie die Kirche lehrte), erhellt sehr schön aus folgenden Worten, die er später in Zürich schrieb: „Ich habe wohl soviel zugehört in meinen jungen Tagen in menschlicher Lehre, als irgendwelche meines Alters. Und als ich vor sieben oder acht Jahren anhub, mich ganz an die heilige Schrift zu lassen, wollten mir die Philosophie und Theologie, die Zänker, immerdar Einwürfe machen. Da kam ich zum letzten dahin, daß ich gedachte: du mußt doch alles liegen lassen und die Meinung Gottes lauter aus seinem eigenen einfalligen Wort lernen. Da fing ich an, Gott zu bitten um sein Licht, und fing mir an die Schrift viel Lichter zu werden, als hätte ich viele Kommentarien und Ausleger gelesen.“ — Den Römerbrief trug er, in griechischer Sprache klein geschrieben, stets bei sich.

Die Liebe zu den Wissenschaften trieb ihn, sie auch andern mitzuteilen. Eine Anzahl Jünglinge aus edeln Glarnergeschlechtern, Valentin und Megidius Ischudi, Arbogast Strub u. A., waren seine Schüler, und er vermochte sie mit solcher hinreißenden Begeisterung, sowohl für seine Person, wie für die Sache selbst zu erfüllen, daß sie zeit-

lebens mit einer unbegrenzten Liebe und Hochachtung an ihm hingen. Er war ihnen zum zweiten Vater geworden. Das vermag nur der Mann, der ein Genie und ein Charakter zugleich ist.

Mit der friedlichen Tätigkeit wechselte kriegerische ab. Zweimal begleitete er als *Feldprediger* das Fähnlein der Glarner über die Berge in die lombardische Ebene. Es hätte nicht der furchtbaren Schlacht bei Marignano bedurft (wo die Schweizer den Ruhm der Unüberwindlichkeit verloren), um ihn zu überzeugen, daß dieses Reislaufen ein Elend und ein Unglück fürs Vaterland sei. Sein weiter staatsmännischer Blick hatte dies schon zuvor erkannt. Wo aber etwas faul war, da konnte er nicht schweigen. Gerade weil er Land und Volk liebte, redete er. Er deckte den Schaden schonungslos auf und schnitt furchtlos ins Fleisch. Die Wahrheit hörte man aber schon damals nicht gern, weil sie einen Spiegel nicht zur Eitelkeit, sondern zur Selbsterkenntnis und Besserung vorhält. Man bedeutete dem unbequemen „Pfaffen“, er möchte schweigen und das lassen, „was nicht seines Amtes sei.“ Und als er doch nicht schwieg, wurden von der französischen Partei allerlei Chicanen gegen ihn ins Werk gesetzt.

Da bekam er einen Ruf nach *Einriedeln* (1516) und er nahm ihn an. Es war die letzte Station, bevor er an den Ort kam, wo die Vorsehung ihm sein Werk aufbehalten hatte.

Einriedeln war schon damals der berühmte Wallfahrtsort. Man sollte meinen, an solcher Stätte, wo das „Gnadenbild“ der wundertätigen Muttergottes Christo dem Herrn die Ehre, die ihm allein gebührt, vorwegnahm, hätte es einen Zwingli nicht gelitten. Und doch verlebte er gerade hier zwei stille Jahre. Die Vorgesetzten des Klosters, der Abt Konrad von Rechberg und der Verwalter Diebold von Geroldseck, waren gleich wie er von freiem evangeli-

ſchem Geiſte beſeelet und freuten ſich ſeiner mannhaften, volkstümlichen Predigt. Den Wallfahrern aber ſagte er es offen heraus, daß nicht die Mutter, ſondern der Sohn uns erlöst habe, und daß, wer im Geiſte und in der Wahrheit bete, Gott überall finden könne. Erſtaunt hörten die Pilger ſolche Worte. Aber die Macht der Wahrheit war ſo groß und der Boden wider Willen ſo empfänglich für den neuen Samen, daß dem kühnen Prediger nicht nur kein Haar gekrümmt, ſondern von oben und unten ihm Beifall gezoſt wurde.

Kein Ort war vielleicht geeigneter, den angehenden Reformator zu überzeugen, daß der Kirche ganze und raſche Hülfe not tue, wie gerade Einſiedeln mit ſeinem greifbaren Abfall vom Chriſtentum. Der Gedanke war reif zur That, als Zwingli im Dezember 1518 zum Leutpriester an das Großmünſter in Zürich gewählt wurde.

#### 4. Die Anfänge der Zürcherreformation.

Zwingli wurde nach Zürich gewählt, weil die hervorragende Stelle einen hervorragenden Mann ſuchte. Zürich war die erſte Stadt der alten Eidgenoſſenſchaft. Sein Rat hatte Gewicht auf den Tagen, wie ſein Schwert im Felde. Es hatte Oeſterreich getrozt und in weniger rühmlichem Bruderkampfe den Miteidgenoſſen. Ein edles ſtraßbewußtſein lebte in der ſtolzen Bürgerſchaft. Allzeit geſund im Marke, war aber die Stadt nach den Burgunderkriegen ſichtlich merkbar geſunken. Das ausländiſche Gold und die fremden Botſchaften hoher Herren brachten lockere Sitten und unzüchtiges Weſen herein. Ihr Ruf war vor Zwinglis Zeiten gar nicht fein. — Das Chorherrenſtift ſelbſt, von Karl dem Großen geſtiftet zu fleißigem Gottes- und Menſchendienſt an Armen, Kranken und Sterben-



den zu Berg und Thal, war allmächtig, dem allgemeinen Verderben folgend, ausgeartet und zur vornehmen und interessierten Pfrundanstalt geworden, welche die geistlichen Geschäfte durch einen schlecht besoldeten Leutpriester versehen ließ und im Uebrigen dem Stiftssackel eifriger oblag, als dem Heil der Seelen. Doch zeigt gerade Zwinglis Berufung, daß es sich bei alledem gerne mit Männern von Auszeichnung zierte.

Und ein solcher war damals der Toggenburger Pfarrer bereits geworden. Kaum hatte ein schweizerischer Prediger und Gelehrter größeren Ruf als er. Sein vorzügliches Talent, sein wahrheitsliebender Sinn, sein furchtloser, kühner Mut waren in Zürich wohl bekannt.

Als er daher in den letzten Tagen des Jahres 1518 daselbst anlangte und im Einsiedlerhof abstieg, fühlte man instinktiv, daß aus ihm ein Schicksalsmann werden könne. Die Freunde empfingen ihn warm. Aengstliche ahnten wenig Gutes von seinem scharfen, entschiedenen Wesen.

Vor Probst und Kapitel berufen, wurde er berichtet, was die Obliegenheiten seines neuen Amtes seien. Er habe hauptsächlich zu sorgen, daß die Einkünfte des Stiftes ungeschmälert bleiben. Und damit er diesem wichtigsten Geschäftszweig mit Muße nachgehen könne, dürfe er sich mit den priesterlichen Verrichtungen nicht zu sehr plagen, „er solle nur die Kinder der Bessern und Vornehmern taufen und diesen Bessern selbst die Sakramente nur insofern erteilen, als er ausdrücklich dafür erjucht werde und kein hinlänglicher Grund ihn entschuldige“ (!). „Das Predigen könne er nach Belieben auch durch einen Helfer versehen lassen.“ Von vierzehn Pflichtartikeln handelten nur zwei von Gottesdienst und Seelsorge.

Doch die kamen an den Unrechten. Zwingli, nachdem er für seine Wahl gebührend gedankt, erklärte bündig, er sei als **P r i e s t e r** nach Zürich gekommen und gedenke

mit Gottes Hilfe von nun an sonntäglich das biblische Gotteswort, zunächst das Evangelium Matthäi, durchzupredigen — nach der Schrift, nicht nach Menschengutdünken. (Bis dahin war immer über Perikopen, d. h. bestimmt vorgezeichnete, abgerissene Bibelabschnitte im römischen Stil und Interesse gepredigt worden.) — Wenigen gefiel seine Rede. Die Mehrzahl der behäbigen alten Herren schüttelten die Köpfe und meinten, das sei wieder so eine Neuerung; die werde wenig Gutes bringen.

Neuerungen waren es freilich, die er brachte; kirchliche Aenderungen, die gewaltige Erschütterungen, tiefgehende Kämpfe, Haß und Feindschaft, Blut und Tränen in ihrem Gefolge hatten. Der Neuerer wurde ingrinimmig angefallen und hundertfach verdammt. Ein „Ungläubiger“, das war der gelindeste Schimpf, den man ihm antat. Aber der Neuerer hatte Recht. Es kann so gehen — —

Zwingli hielt Wort. Mit der feurigen Begeisterung, welche das Bewußtsein einer höheren Sendung in der Mannesseele entzündet, legte er den Matthäus aus. Er predigte klar und volkstümlich, kraftvoll und überzeugend, treffende Bibelworte und Beispiele aus dem Leben reichlich beziehend, von der kirchlichen Satzung auf den unfälschten Geist Gottes hinweisend. — Er erregte Aufsehen, ungemeines. „Das Volk entsetzte sich; denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Ganz Zürich strömte in das Grossmünster, den Verwegenen zu hören. Dergleichen war noch nie gepredigt worden. Man gab ihm laut Beifall. Wackere Männer, die der Kirche schon hoffnungslos den Rücken gekehrt, glaubten an eine neue Ausgießung des heiligen Geistes und wurden Sonntag für Sonntag seine ehrfurchtsvollen Zuhörer. Der Seckelmeister Heinrich Räuchli, ein Verehrer des Märtyrer Huß, pflegte zu sagen: „In Konstanz seien etliche tausend Pfaffen beisammen gewesen; aber den frömmsten unter ihnen hätten

sie verbrannt.“ Und Hans Füzli, der Glockengießer, äußerte sich oft: „In der Bibel sei der rechte Grund gelegt; aber davon wissen die Pfaffen, die dem Geiz und der Ueppigkeit fröhnen, nur wenig.“ Diese sagten jetzt: „Das ist ein rechter Prediger der Wahrheit. Der wird sagen, wie die Sachen stehen; das ist ein Moses, der das Volk aus der Dienstbarkeit führen wird.“ Und sie wurden die treuesten und eifrigsten Freunde Zwingli's. Schon nach einem Jahr konnte Lektterer einem Bekannten schreiben: Es gebe bereits über zweitausend Personen in der Stadt, die dem reinen Evangelium zugethan seien.

Zwingli hatte auch anderweitig Gelegenheit, persönlichen Mut und Charakter an den Tag zu legen. Als der Barfüßermönch Samson nach der Schweiz und auch gen Zürich kam, um im Auftrage des heiligen Vaters die frommen Schäflein zu scheeren und vermittelst seines papierenen Ablasses und der Leute Thorheit den römischen Geldsack zu füllen, da donnerte Jener von der Kanzel mit der ganzen Entrüstung des beleidigten Gewissens gegen den welchen Betrug und Samson mußte nicht bloß auf der Stelle die Stadt und Eidgenossenschaft verlassen (Lekttere auf Beschluß der gerade in Zürich versammelten Tagherren), sondern die römische Kurie fand es auch angemessen, obendrein noch ihrem eigenen Aussending einen Verweis zu geben. Alles lobte Zwingli ob der mutigen That.

Nachdem diese Pest der Seelen ausgetrieben war, kam die der Leiber. Auch sie fand den Reformator auf seinem Posten. Im Sommer 1519 brach die fürchterliche Krankheit in der Stadt aus und raffte dritthalbtausend Menschen dahin. Zwingli war gerade im Bad Pfäfers, als er's vernahm. Sogleich reiste er heim. „Er stellte sich nach dem Vorbild des guten Hirten, welcher das Leben läßt für seine Schafe, tren seiner Predigt, als ein redlicher Prophet mitten unter seine Pfarrkinder hinein, und setzte sich täglich



von neuem der Gefahr der Ansteckung aus, indem er unerschrocken die Pestkranken besuchte und ihnen den Trost des Evangeliums brachte.“ Das Unvermeidliche trat ein. Er ward selbst aufs Krankenlager geworfen. Viele Wochen lang lag er, in heißer Fieberglut, dem Tode nahe. Doch Gottes Wille und seine kräftige Natur erhielten ihn. Da hat er in der größten Not seine Seele zu Gott erhoben und herzinnigst und kindlich zu ihm gebetet:

„Hilf, Herr Gott, hilf	„Zu dir ich gils (schrei),
In dieser Not!	Ist es dein Will’,
Ich mein’, der Tod	Züch’ us den Psil,
Syg an der Thür.	Der mich verwund’t,
Stand, Christe, für,	Mit laß ein Stund
Denn du ihn überwunden hast.“	Mich haben weder Ruh’ noch Rast.“

Willst du dann glich  
 Todt haben mich  
 Inmitten der Tagen min,  
 So soll es willig syn,  
 Thu’, wie du willst,  
 Mich nüt bevilst.“ (Mir ist nichts zu viel.)

Wie rührend ist diese Gottergebung an dem großen Manne, der doch fühlen mußte, wie viel aus seinem Leben noch werden könne. Er wollte nicht eigensinnig und unförmlich den lieben Gott drängen und durch Zudringlichkeit gleichsam nötigen, ihn jedenfalls wieder gesund zu machen, sondern mit Christo seinem Herrn betete er ergeben: „Vater, ist es möglich, so gehe dieser Melch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!“

Die ernste Prüfung wirkte wohlthuend auf Zwingli zu rück. Auch ihm diente das Leiden zur Klärung. Sehr schön sagt hierüber Merle d’Huibigné: „Gott wachte über sein Werk und wollte es fördern. Das Gebrechen Zwinglis lag in seiner Kraft. Kräftig an Körper, kräftig an Charakter, kräftig an Geist, sollte er alle seine Kräfte gebrochen sehen, um ein Gott wohlgefälliges Werkzeug zu werden. Er be-

durfte einer Taufe, derjenigen des Unglücks, des Schmerzes, der Hilflosigkeit. Luther hatte sie in der Zeit der Seelenangst, da die Zelle des Klosters zu Erfurt von seinem Schreien widerhallte. Zwingli sollte sie empfangen, indem ihn die Krankheit in die Nähe des Todes brachte. Gott führte Zwingli und mit ihm das Werk, dessen Hoffnung er war, an die Pforten des Grabes. Mitten unter dem Gebein, der Finsternis und dem Staube des Todes will Gott die Werkzeuge herausnehmen, um durch dieselben Licht, Wiedergeburt und Leben auf Erden zu verbreiten.“

Ein paar Jahre lang wirkte nun Zwingli grundlegend und vorbereitend, ziemlich unbehelligt von den kirchlichen Obern. Rom hatte damals noch politische Gründe, ihn und den einflußreichen Stand Zürich zu schonen. Als aber in der Fastenzeit 1522 etliche seiner Anhänger, auf seine Predigten sich berufend, ungescheut verbotene Speisen aßen und damit die Reformation den praktischen Boden betrat, erschien vom Bistum Montan; dem Zürich zugehörte, eine Abordnung dafelbst, den Weihbischof Peter Haber an der Spitze. Er trat zuerst vor das Chorherrenkapitel, dann vor den Rat. Gegen seinen ausdrücklichen Willen durfte auch Zwingli zur Verantwortung anwesend sein. Haber redete wider die willkürlichen Neuerungen Einzelner gegenüber den Jahrtausende alten geheiligten Ueberlieferungen der Kirche. Würde man jenen folgen, so ginge der Glaube, die Richtung auch vor den bürgerlichen Gesetzen und die ewige Seligkeit verloren. Vorsichtig vermied er indes, Zwingli's Namen zu nennen.

Nach Vollendung seiner Rede wollte der Weihbischof weggehen. Zwingli bat ihn, zu bleiben und seine Rechtfertigung zu vernehmen. Zener erwiderte, er habe keinen Auftrag, mit jemandem zu disputieren, darauf Zwingli: Er wolle auch nicht disputieren, sondern „was ich bisher unter diesen redlichen Bürgern gelehrt, das will ich frei und

offen vor euch, den Gelehrten und Verordneten, darlegen, damit es desto glaubwürdiger erachtet werde, wenn ihr es für wahr haltet; wo nicht, so möge das Gegentheil geschehen.“ Jaber entgegnete: „Wir haben nichts gegen dich gesprochen, also ist es auch nicht nötig, daß du dich rechtfertigst.“ „Wohl habet ihr“, antwortete Zwingli, „meinen Namen geschont, aber die ganze Schärfe eurer Rede war auf mich gerichtet. Ihr habt meinen Namen verschwiegen, um mir desto schwerere Schuld aufzubürden.“ Als nun auch der Bürgermeister diejenigen von Konstanz zu bleiben aufforderte, bemerkte der Weihbischof, Zwingli sei eben ein zu heftiger und hartnäckiger Mann, als daß irgend etwas in Ordnung und Anstand mit ihm verhandelt werden könnte. „Womit habe ich euch je beleidigt?“ fragte Zwingli, „oder was für eine Ordnung ist das, einen schuldlosen und für die Sache Christi tätigen Mann so hart und bitter anzusechten, seine Rechtfertigung aber nicht hören zu wollen?“ Als alles nichts half und die Konstanzer durchaus weggehen wollten, entstand allgemeiner Unwille und Murren in der Versammlung. So blieben sie denn notgedrungen. — Jetzt begann Zwingli seine Verteidigung. Punkt für Punkt widerlegte er schlagfertig und sicher die Gegner aus der Schrift und schloß mit den Worten: „Von denjenigen kann man mit Recht behaupten, daß sie auf ihren Kopf und ihre Einsicht bauen, welche der anerkannten heiligen Schrift widerstreben und elende menschliche Ueberlieferungen der himmlischen Wahrheit vorziehen, nicht aber von denen, welche keine andern Waffen gebrauchen, als das Gotteswort. Jene verlassen sich auf Menschen, diese allein auf die himmlische Wahrheit, von welcher niemals auch nur ein Wort untergehen kann.“ Zwingli ging siegreich aus diesem Treffen hervor. Seine Anhänger mehrten sich.

Nun fingen die bösen Leidenschaften zu gären an. Die Mönche in der Stadt predigten hitziger gegen den „lutherischen“ Ketzer. Wegner fielen ihm im öffentlichen Gottes-



dienste ins Wort. Unordnungen entstanden. Bei Nacht wurden an Zwinglis Wohnhaus Fensterscheiben eingeworfen. Vermummte wollten ihn überfallen; der Anschlag mißlang. Von Freunden wurde er gewarnt, sich vor Gift zu hüten. Schon vorher waren ihm auch unter der Hand hohe Ehrenstellen anerboden worden, wenn er schweige. So schlecht kannten sie ihren Mann. Zwingli wollte, wie er selber sagt, „Lieber mit Christo arm sein als mit den Päpstlichen reich.“

## 5. Zwingli siegt in den Religionsgesprächen.

Zwingli hatte bereits Ende 1522 grundsätzlich gewonnene Sache in Zürich. So sehr auch das öffentliche, zumal das kirchliche Leben sich noch in den bisherigen Formen bewegte und die große Zahl der Mangelstlichen und Weltflügen vorsichtig zurückhielt, so eifrig die Mönche auf den lutherischen Steier loszogen und die mächtige Partei der Altgläubigen im Geheimen am Sturze des Verhassten arbeitete — auf dem tiefsten Grunde hatte es sich gewandelt in Zürich, ein Neues war geboren. Der Stern der Bürgerschaft, unbefangen im Streite der Leidenschaften, war übergegangen, ergriffen von der Macht der Wahrheit. Und, was im Momente von entscheidender Bedeutung war, auch der Rat stand entschieden auf Seiten des Reformators.

Es ist interessant, zu bemerken, wie hier eine weltliche Obrigkeit, die bisher das Regieren in Kirchenfachen ganz den kirchlichen Organen überlassen und sich gutmütig zu deren Polizeibüttel hergegeben hatte, mit einem Male das Kirchenregiment selbst in die Hand nimmt, oder besser, in die Hand bekommt, fast unwillkürlich. Ein Pfarrer predigt revolutionär. Der Bischof ruft den Rat an. Der Pfarrer ruft ihn auch an. Und der Rat, statt untertänigst und prompt als gehorjamer Prügeljunge der Kirche das wider-

haarige Pfäfflein abzutun, der Rat — o verworfene Welt! — will u n t e r s u c h e n, sage untersuchen, wer Recht habe in einem Handel zwischen der heiligen unfehlbaren Kirche und einem notorischen Ketzer! Das ist eben der Fehler, das Untersuchen. Jetzt ist alles möglich. Jetzt ist Holland in Not! Und richtig, das Schreckliche geschieht. Der Rat, eine weltliche Obrigkeit, die natürlich von geistlichen Dingen, um mit Luther zu reden, so wenig versteht, als ein Esel vom Harfenspiel, findet, der Pfarrer habe eigentlich — Recht! Der Rat schürt den Pfarrer; die Reformation, die größte That des Menschengenies, ist fertig und die Kirche — muß ohnmächtig zusehen!

So jammervoll brach im 16. Jahrhundert die falsche und übermüthige Anmaßung des mittelalterlichen Papsttums, daß der Kirche alle Gewalt im Himmel und auf Erden zukomme und daß der Staat seine Macht von der Kirche nur zu Lehen habe, wie der Mond sein Licht von der Sonne, in sich selbst zusammen, und es zeigte sich, wo in Wahrheit die Macht ist und wem sie von Rechts wegen gehört. Es zeigte sich, wie die katholische Zwangskirche, ungewohnt, sittlich zu überzeugen und zu gewinnen, ihrem unabwendbaren Verhängnis unterliegt, sobald einmal der Staat seinen Arm nicht mehr leiht, ihr Schergendienste zu leisten.

Es war doch schon eine andere Zeit, als da Hemmerli vor den Augen der Tagsatzung gebunden und in den Kerker geschleppt wurde.

Der zürcherische Rat kam nun freilich dergestalt vorübergehend in eine kirchliche Machtstellung, die ihm grundsätzlich nicht gebührte, nämlich in letzter Instanz die wichtigsten Glaubensfragen zu entscheiden. Allein, es war ein Nothrecht, ja eine Nothpflicht des Augenblicks. Es ist am Ende einerlei, wer die Wahrheit errette, wenn sie nur errettet wird. Ohne den Schutz des Staates aber wäre die Hoff-

nung aller Guten abermals am römischen Trug zu Schanden geworden. Dafür hinwieder, daß der neuen Kirche das Recht ihrer Selbstbestimmung früher oder später heimfallen mußte, war gesorgt in der Natur der Dinge.

Der Rat verstand vollkommen, seine neue hohe Stellung zu würdigen. War er auch dem Meister Ulrich mit frischem Mute zugetan, so lag ihm doch alles daran, mit Weisheit und Umsicht vorzugehen und ganz besonders den Ruhm strenger Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu retten vor Freund und Feind. Niemand sollte über Vergewaltigung klagen, sondern jedermann Gelegenheit erhalten, den Zwingli des Irrtums zu überführen, wenn er's konnte. Es wurde also auf den 29. Januar 1523 das erste öffentliche *Religionsgespräch* auf dem Rathaus in Zürich ausgeschrieben und dazu nicht bloß die Geistlichkeit des Kantons, sondern auch die eidgenössischen Abgeordneten zu Baden und Priester und Gelehrte gesamter Blinde eingeladen.

Unmittelbar vorher ließ Zwingli seine 67 Schlußsätze ausgehen, gewissermaßen ein Programm für die Disputation und für die Reformation überhaupt, in welchen er sich, umfassender und planmäßiger als Luther in seinen 95 Thesen, offen erklärte gegen die Kirchensatzungen, die Autorität des Papstes, die Messe als Opfer, die Fürbitte der Heiligen, die Lehre von den guten Werken, den Reichtum der Geistlichkeit, die Fastengebote, die Menge der Feiertage, die Wallfahrtsörter, die Gleisnerei, die Orden, Sekten und Kotten, die priesterliche Ehelosigkeit, den Kirchenbann, den Ablass, die Bußwerke, das Kegfeuer *z.* Einige Sätze zum Beispiel: 1. „Alle, so reden, das Evangelium sei nichts ohne die Bewährung der Kirche, irren und schmähen Gott.“ 2. „Die Summe des Evangeliums ist, daß unser Herr Christus Jesus, der wahre Sohn Gottes, uns den Willen seines himmlischen Vaters kund getan und aus sei-



ner Unschuld uns vom Tode erlöst und Gott versöhnt hat."

3. „Daher ist Christus der einzige Weg zur Seligkeit für alle diejenigen, die je waren, sind und sein werden."

4. „Welcher eine andere Thür sucht oder zeigt, der irrt; ja er ist ein Mörder der Seelen und ein Dieb." 34. „Die so-

genannte geistliche Gewalt hat für ihre Herrschaft keinen Grund in der Lehre Christi." 56. „Welcher gewisse Sünden

allein um Geldes willen nachläßt, ist Simons und Ba-

laams Gefelle und der eigentliche Apostel des Teufels." 66. „Es sollen alle geistlichen Vorgesetzten eilends sich be-

mütigen und einzig das Kreuz Christi aufrichten oder sie gehen unter. Die Art ist an den Baum gelegt." 67. — —

„Hiermit unterfange sich keiner, mit Sophisterei und Men- schentand zu streiten, sondern er komme, indem er die Schrift als Richter anerkennt, damit man die Wahrheit finde, oder, so sie gefunden ist, wie ich hoffe, behalte. Das walle Gott!"

Der Tag der Disputation erschien. Der Bürgermeister Marx Röst, umgeben von den 180 Mitgliedern des Rates, leitete sie. Anwesend waren fast alle Chorherren und Geistlichen der Stadt und Landschaft Zürich, auch aus den Klöstern viele, die sich interessierten. Von den Eidgenossen waren wenige Abgesandte da; denn die Mehrzahl griffte. Man sah Badian aus St. Gallen, Sebastian Meyer von Bern und Sebastian Hofmeister von Schaffhausen. Wichtig und für Zwingli höchst gelegen war, daß auch der Bischof eine Abordnung geschickt, bestehend im Generalvikar Doktor Haber, Ritter Fritz von Andmuhl, Doktor Martin Blausch von Tübingen und andern. Ihnen war ein besonderer Ehrenplatz reserviert im Saale. Bei 600 Personen waren anwesend. Die Thüren waren offen, von außen drängte das Volk. In der Mitte des Saales stand Zwingli vor einem Tisch, auf welchem seine Waffe lag, die Bibel, in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache.

Der Bürgermeister eröffnete. Er zeigte kurz die Ursachen dieser öffentlichen Besprechung an und daß Meister Ulrich Zwingli bereit sei, vor jedermann Rechenschaft zu geben. Wer also etwas wider ihn zu klagen habe, wolle solches frei und sicher des Schutzes tun. Er dankte den Fremden, zumal der bischöflichen Botschaft, für ihr Erscheinen.

Nun erhob sich Zwingli, um sich kurz über Veranlassung und Zweck des Gespräches und seine eigene Stellung zu demselben auszusprechen. „Wie Gott je und je seine Wahrheit auch nach langer Verdunkelung wieder ans Licht gebracht und die in Sünde und Irrtum verlorenen Menschen wieder zur Erkenntnis seines Evangeliums zurückgeführt habe, so beginne auch jetzt das Licht des Evangeliums die menschlichen Aufsätze und Lehren wieder zu durchbrechen und die Erkenntnis sich zu verbreiten, daß unser Trost und Heil nicht in unserm Verdienen in äußerlichen, scheinenden Werken und im selbst auferlegten Gottesdienst besteht, sondern allein in Christo Jesu, unserm Seligmacher, und daß der rechte Dienst und Wille Gottes lediglich aus seinem wahrhaften Wort, dem heiligen Evangelium und den gewissen Schriften der Apostel, nicht aus menschlichen Satzungen erlernt werden kann.“ Um solcher Lehre willen werde er arg gescholten, darum habe er ein Gespräch zu halten begehrt. „Ich hoffe, vertraue und weiß“, sprach er, „daß meine Predigt und Lehre nichts anderes ist, als das heilig, wahrhaftig und lauter Evangelium, das Gott durch mich hat verkündigen wollen. In welcher Absicht und Meinung der allmächtige Gott solches durch mich, seinen unwürdigen Diener, tun will, kann ich nicht wissen; denn er allein kennt das Geheimnis seiner Ratschläge. Darum erbiere ich mich, einem jeden, der meine Predigt und Lehre für unchristlich und feyerisch hält, Aufschluß, Red und Antwort zu geben, freundlich und ohne allen Zorn. Nun, wohlan denn im Namen Gottes! Hier bin ich!“

Freundlich und ohne allen Zorn hob nun auch der Generalvikar an. Mit glatten Worten wollte er die Hauptfrage vertuschen, wofern das aber nicht ginge, die Berechtigung der Versammlung, in eine Disputation einzutreten, bestreiten. „Daß Meister Ulrich hier das Evangelium gepredigt, bezweifle ich keineswegs; denn welcher Prädikant sollte das nicht tun? Gerne will ich ihm als Freund und Bruder alle Ehre erweisen, ihn selbst in mein Haus aufnehmen, wenn er nach Konstanz käme. Ich bin nicht gekommen, gegen das Evangelium zu kämpfen, sondern gütlich zu hören und das Beste zur Sache zu reden. Wollte aber hier jemand disputieren über alte löbliche Gebräuche, so erkläre ich, daß ich mich nicht unterfange, solches zu tun. Solche Sachen gehören nicht vor Handwerker und bürgerliche Leute, sondern vor ein allgemeines Konzil der ganzen Christenheit, wie ein solches zu Nürnberg innert Jahresfrist abgehalten werden soll. Dieses soll man abwarten. Im äußersten-Falle müßte, wenn man disputieren wollte, solches auf den hohen Schulen zu Paris, Köln oder Löwen („Wie wäre Erfurt oder Wittenberg?“\* warf Zwingli ein) geschehen. Darum wiederhole ich, ich bin nicht dazu da, zu disputieren.“

Darauf Zwingli: „Der Herr Vikar braucht allerlei Stünfte, euch von eurem Vorhaben abzuwenden. Er sagt, gegen alte löbliche Gebräuche wolle er nicht disputieren. Wir fragen aber nicht darnach, wie lange etwas gedauert habe, sondern ob es die Wahrheit sei. Er sagt, nur vor einem Konzil oder einer hohen Schule können solche Dinge verhandelt werden. Sagt nicht Christus: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen? Ich frage: Ist die Versammlung in dieser Stube nicht eine christliche Versammlung, welche aufrichtig die Wahrheit sucht und in wel-

---

\*) Luthersch gefinnte Universitäten.

cher sich viele redliche Christen, gottesfürchtige Pfarrer und gelehrte Männer befinden? Es bedarf darum der Bischöfe und Prälaten nicht. Der Papst und die Prälaten mögen kein Konzil ertragen, wo die heilige Schrift lauter und klar vorgelegt würde. Eines menschlichen Richters bedarf es überhaupt nicht. Wir haben einen untrüglichen Richter an der heiligen Schrift und es sind Gelehrte da, welche sie in allen Sprachen lesen können, fromme Männer, welche mit dem Geiste Gottes wohl erkennen mögen, wer der Schrift Gewalt antun will. Für Zürich aber ist es eine große Gnade Gottes, daß solches in dieser Stadt ist zur Ehre der Wahrheit begonnen worden."

Hierauf trat eine große Stille ein. Niemand getraute sich, Zwingli anzugreifen. Da ertönte von der Thür her eine Stimme: „Wo sind nun die großen Hanse, die auf der Waffe so tapfer pochen und hinter dem Wein so fleißig reden? Von denen will jetzt keiner hervor!"

Pfarrer Wagner von Neftenbach stellte die Konstanz zur Rede und sprach: „Wenn sie hier die Lehre Zwinglis nicht zu widerlegen vermögen, warum sie denn den Pfarrer Wüß von Gislißpach, der ihm angehangen, nach Konstanz in den Kerker geführt hätten?" Haber antwortete in vornehm wegwerfendem Tone, der Pfarrer von Gislißpach sei ein ungelehrter, einfältiger Mensch, der gegen die Fürbitte der Heiligen und der Mutter Gottes gepredigt habe. Er habe ihn aber aus der Schrift des Irrthums überführt.

Schnell faßte ihn Zwingli. Er begehre nicht mehr, als daß der Herr Bischof bei Kapitel und Vers die Stelle der Schrift nenne, mit welcher er den Pfarrer widerlegt habe. Haber ließ das wohl bleiben. Er merkte, wie unbesonnen er geredet, und suchte in seiner Antwort allerlei Ausflüchte, indem er weitschweifig früherer Anekdoten gedachte in Beziehung auf diesen Punkt, und auf die wahre Schriftausle-



gung durch die Kirche abstellte. Aber Zwingli ließ ihn nicht so leicht los. Alle diese Abschweifungen, sagte er, dienen nicht zur Sache. Die Kirche mit samt den Päpsten und Konzilien können irren, nur die Schrift irre nicht. Darum verlange er die Schriftstellen für die Anrufung der Heiligen. Faber wich abermals aus. Da standen auch Hofmeister und Leo Jud dem Zwingli zu und drangen vereinigt eifriger in den Biskar, die Schriftstellen zu nennen. Er versuchte endlich einen lahmen Beweis aus Lukas 1, 42. 45. Natürlich wendete Zwingli ein: diese Stelle rede erstlich nur von Maria und nicht von den Heiligen, und zweitens zeuge sie nur von der Würde der Mutter Jesu, worüber kein Streit sei. Für ihre und der Heiligen Anrufung und Fürbitte sei damit rein nichts bewiesen. Blansch wollte noch Faber unterstützen. Auch er wurde gänzlich überwunden. Meyer von Bern sprach nun laut seine Freude aus über die Förderung des Evangeliums zu Zürich, ermahnte zu Mut und Gottvertrauen und versprach, den Herren in Bern ihre Treue am Gotteswort zu rühmen. Nochmals forderte der Bürgermeister jedermann zum Sprechen auf. Niemand tat seinen Mund auf. Da ward die Versammlung für den Vormittag aufgehoben. Lächelnd bemerkte der Bürgermeister im Hinausgehen: „Der Spieß, womit der Pfarrer von Nislißpach erstochen worden\*), hat nicht herfür wollen.“

Am Nachmittag ward nochmals disputiert über Zwinglis Schlußsätze, die Auffassung der Messe als Opfer u. a. Aber Faber verbesserte seine Stellung nicht. Er galt als vollständig besiegt und war es auch. Der Rat aber faßte den Beschluß: „Meister Ulrich solle fortfahren, wie bis dahin, nur nach dem Evangelium zu predigen, und dergleichen alle Pfarrer zu Stadt und Land. Die Schimpf und Schmähreden aber sollen verboten sein bei Strafe.“

---

\*) d. h. der Schriftbeweis, mit dem er widerlegt worden.

Im Herbst desselben Jahres kam es zu einer zweiten Disputation, veranlaßt durch die sich mehrenden heftigen Angriffe auf Messe und Bilderdienst. Klaus Hottinger mit Genossen stürzten ein hochverehrtes hölzernes Christusbild in Stadelhofen um und zerstückten es. Die Tat machte ein furchtbares Aufsehen. Zwingli und seine „Bischöfe“ erklärten von der Kanzel, jene hätten zwar unschicklich gehandelt, aber vor Gott nicht gesündigt. Der Rat setzte vorläufig die Täter gefangen und ordnete auf den 23. Oktober ein neues Religionsgespräch an über Bilder und Messe. Etwa 900 Personen waren anwesend. Der Bischof schickte diesmal niemanden, ebenso wenig die Eidgenossen, mit Ausnahme von Schaffhausen und St. Gallen. Badian aus St. Gallen präsiidierte. In einem Eingangsworte zeigte Zwingli, wie Ausdruck und Begriff „Kirche“ in der heiligen Schrift in einem doppelten Sinne gebraucht sei, einmal als die unsichtbare Gemeinschaft aller wahrhaft an Christus Glaubenden und sodann als die einzelne Ortsgemeinde oder Kirchhore, in keinem Falle aber als die Hierarchie in Papst und Bischöfen, welcher die Gegner die Entscheidung über die Glaubensfragen zuweisen wollen. Vor Irrtum bewahrt sei bloß die Kirche, die in Gottes Wort gegründet sei.“ Einen Tag lang wurde über die Bilder, zwei über die Messe disputiert. Es fehlte nicht an teilweise sehr ehrenwerter Opposition gegen Zwingli vom grundtätlich katholischen, vom geschichtlichen und vom religiösen Standpunkt aus. Besonders der Komtur Schmid von Müsnacht, in der Hauptsache ein warmer Freund der Reformation, betonte auch das Moment des Wahren im Irrtum und warnte freundlich vor Ueberstürzung und Härte. Zwingli aber verschanzte sich konsequent hinter den Satz: „Was nicht schriftmätzig, nicht biblisch ist, ist nicht göttlich, nicht wahr.“ Daß Bilder und Messe unbiblisch seien, war nicht schwer nachzuweisen, und da den Grundsatz selbst Niemand anfocht, noch anfechten durfte, da ausdrücklich nur mit biblischen Beweisgründen

gekämpft werden durfte, so blieb Zwingli abermals unbesritten Meister, und Hofmeister von Schaffhausen schloß am dritten Tag Abends die Verhandlung mit dem lauten Jubelruf des Sieges.

Der Rat beschloß: „Die Gemäldetafeln in den Kirchen sollen verschlossen und nicht mehr herumgetragen werden. Den Priestern steht es frei, Messe zu halten oder nicht. Die es noch ferner tun wollen, dürfen nicht beschimpft werden als „Gottesfresser“ und „Gottesmegger“, dagegen sollen sie es in den Züchten tun und wie es dem Gotteswort am nächsten sei.“ Klaus Hottinger wurde auf zwei Jahre des Kantons verwiesen.

Im selben Jahre schritten etliche Priester zur Ehe.

Zwingli selbst vermählte sich öffentlich am 2. April 1524 mit Anna Reinhard von Zürich, verwitwete Meyer von Annonay. Er war mit ihr in herzlicher ehelicher Liebe verbunden, hatte zwei Töchter (Regula, später verehelichte Swalter, und Anna, starb früh) und zwei Söhne (Wilhelm, starb als Theologiestudent in Straßburg und Huldreich, Diakon am Grossmünster und Professor der Theologie, in dessen gleichnamigem Sohn, ebenfalls Professor, im Jahr 1601 der Mannesstamm des Reformators erlosch) und führte ein glückliches und gesegnetes Familienleben.

Dadurch, daß Zwingli nach der Schrift die Ehe der Geistlichen vor Gott und Menschen wieder erlaubt und rechtmäßig gemacht hat, hat er den geistlichen Stand von schwerer Innatur, Verjüngung und Sünde erlöst und ihn dem gottgeordneten eigenen Familienleben und der bürgerlichen Gesellschaft zurückgegeben. Der Gemeinde aber hat er anstatt der Möncherei und des einsam lebenden Weltpriesters das wichtige Kulturelement des evangelischen Pfarrhauses geschenkt mit dem Segen einer evangelisch-christlichen Kindererziehung und mit der anregenden und häufig musterergötigen Liebestätigkeit der Frau Pfarrer an Armen und Kranken.

Leider verstanden die Zeitgenossen das gute Recht dieser Forderung der Priesterere nicht. Zwingli und seiner Freunde eindringliches schriftliches Begehren um Anerkennung derselben, an den Bischof von Konstanz und an die Tagsatzung gerichtet, erfuhr schroffe Zurückweisung. Die Haltung der Eidgenossen gegen Zürich wurde feindseliger.

---

## **B. Zwingli reinigt den Gottesdienst und überwindet die Nidertäufer.**

Es ist der Zürcherreformation oft der Vorwurf gemacht worden, daß sie mit rücksichtsloser und schroffer Härte vorgegangen sei. In Wahrheit aber zeigt sie manche wohltuende Merkmale der Mäßigung und Schonung. Die kirchlichen Bilder, schon in der Disputation vom Herbst 1523 mit samt der Messe als verwerflich erkannt, wurden erst im folgenden Jahre beseitigt, ehrbar und in allen Züchten, zuerst auf der Landschaft, dann in der Stadt selbst. In letzterer verfügte sich eine Abordnung des Rates nebst den drei Leutpriestern, begleitet vom Stadtbaumeister mit Schmieden, Schlossern, Steinmetzen und Zimmerleuten von Kirche zu Kirche. Diese wurde innwendig verschlossen und sämtliche Bilder weggenommen. Einzelne, die in solchem Verfahren einen Frevel sahen, hofften, die Bilder werden ein Zeichen tun. Sie thaten keines.

Die große Kreuzfahrt nach Einsiedeln, an der sich jedes Haus beteiligt hatte, unterblieb von 1524 an. Die feierliche Prozession auf den Lindenhof fand zum letzten Mal statt, aber an der Stelle des Hochamtes wurde eine Predigt gehalten mit Gebet. Die Reliquien der Heiligen wurden begraben. Weihwasser, geweihte Oele, Kerzen u. dgl. verschwanden. Die Orgeln verstummten.



Aber an die Messe, den Kern und Stern des katholischen Gottesdienstes ging man, obgleich auch sie gerichtet war, aus Rücksicht auf die Schwachen und auf die Mitleidgenossen noch nicht. Noch ein volles Jahr ließ man den Letztern Zeit, sich allmählig an den Gedanken des Unvermeidlichen zu gewöhnen. Dann im Frühjahr 1525 traten die Geistlichen vor den Rat und forderten die endliche Abstellung des Messopfers, das als widerbiblische (Hebr. 10, 10. 14.) menschliche Irrung am Tage liege; an seiner Stelle wünschten sie die Einführung des hl. Abendmahls. Es setzte noch einen nicht ganz leichten Strauß ab. Der Unterschreiber Amgrüt, römisch gesinnt, verteidigte nochmals das Alte mit warmem Eifer und so gut als es überhaupt möglich war. Doch hinderte er nicht, daß „mit wenig Händen ein Mehr ward“ für Abschaffung.

Die Altgläubigen wünschten nun, daß wenigstens e i n Gotteshaus, die Wasserkirche, ihnen zur Messfeier überlassen werde. Das ward ihnen verweigert, dagegen erlaubt, auswärts, z. B. in Baden oder Einsiedeln, ihr anzuwohnen. Später ward auch diese Gunst ihnen entzogen, damit nicht zweierlei Glauben aufkomme in der Stadt.

Nun ward das erste Abendmahl gefeiert, in sitzender Communion, wie es im Canton Zürich und andernwärts jetzt noch üblich ist. Zwingli hatte hiefür ein eigenes Abendmahlsgebet verfaßt, in welches er aus der katholischen Messliturgie auch das Glaubensbekenntnis der zwölf Artikel und den „Lobgesang“ herübernahm. Da, als zum ersten Male in den ehrwürdigen Räumen des Münsters in feierlicher Stille die dicht gedrängte Gemeinde das Liebesmahl des Herrn genoß, in seiner einfachen ursprünglichen Form, im Genuße der b e i d e n Zeichen des Brotes und des Weines und im Anrufen des Höchsten, da ward die Wirkung eine gewaltige, hinreißende. Der Geist des Herrn kam über die Versammlung, langjährige Feinde umarmten sich

und vergaben einander, und laut lobpriesen die Gläubigen Gott, daß durch seine Gnade auch im Verlöbningsmahle des Herrn die evangelische Wahrheit wieder gefunden sei.

Und wieder verstrich von da an Jahresfrist, bis die letzten Reste katholischen Wesens im Gottesdienst abgetan wurden. Der Kreuz- und Bilderschmuck der Grabsteine, die Ampeln mit dem ewigen Licht kamen weg, sämtliche Altäre (1526) und zuletzt auch die Orgeln (1527) wurden abgebrochen und hinausgeschafft. Letztere nicht darum, weil Zwingli in Beziehung auf religiöse Musik und Kunst ein Barbar gewesen wäre, wie man unverständiger Weise gesagt hat, sondern einfach, weil die Orgeln damals zwecklos und überflüssig erscheinen mußten. Denn den geistlichen Chorgefang, der mit Recht dahin fiel, konnten sie nicht mehr, den Gemeindegeseang, der erst nachher kam, noch nicht begleiten.

Zwingli tat mit vollem Bewußtsein, was er tat. Er handelte grundsätzlich und mußte es. Aus der allmählichen Abschaffung des Alten und der stufenweisen, besonnenen Einführung des Neuen ersehen wir indes, daß er jede mögliche Rücksicht gerne walten ließ.

Aber gerade diese Besonnenheit lag nun nicht allen recht, die sonst mit Zwingli einig gingen. Er mußte erfahren, daß nicht von seiten der Altgläubigen, so erbittert sie waren, seiner Sache die größte Gefahr drohe, sondern von seiten seiner eigenen Anhänger. „Behüt’ mich Gott vor meinen Freunden, mit den Feinden will ich schon fertig werden“, so konnte auch er sagen.

Es liegt in der Natur der Dinge und zeigt sich auch tatsächlich in der Geschichte der Menschen vielfältig, daß in Zeiten, wo durch gewaltige Erschütterungen hindurch aus einem Alten ein Neues geboren wird, wo das, was bisher als gut und heilig gegolten, mit einem Male verwerflich wird, es Leute gibt, denen immer noch nicht genug ge-

schiebt, Leute, die kein Ziel und keine Schranke mehr kennen und die nun eben dadurch, daß sie die gute Sache überreiben und überstürzen, ihr den größten Schaden tun. Eine solche extreme Partei von Schwarmgeistern trat nun auch in Zürich auf und brachte das gute Werk der Reformation an den Rand des Verderbens. Die Wiedertäufer oder Täufer machten mit dem Zwinglischen Grundsatz: „Was nicht biblisch ist, ist verwerflich“, rücksichtslosen Ernst und wollten auch das christlich-bürgerliche Gemeindeleben genau auf die Zustände der ersten Christengemeinden zurückführen. Entgegen der allgemeinen Volkskirche von mehr und weniger Vollkommenen, wie sie Zwingli anstrebte, wollten sie eine Sonderkirche oder Sekte von Vollkommenen und Heiligen, und ihr äußeres Kennzeichen war die Wiederholung der Taufe oder die Wiedertaufe. Sie verwarfen darum vor allem aus die Kindertaufe; „denn“, sagten sie, „Christus und die Apostel haben laut der Bibel nie und nirgends Kinder, sondern nur Erwachsene getauft, und mit Recht, denn nur diese haben ein Verständnis der Handlung, die mit ihnen vorgenommen wird, und empfangen sie mit eigenem freiem Willen.“ Sie verwarfen den besondern Priesterstand; predigen sollte Jeder dürfen, wenn ihn der Geist triebe. Das Abendmahl nahmen sie in den Häusern. Sie wollten eine Gemeinde von Sündlosen und Heiligen sein, und die einzige Strafe gegen Fehlbare sollte in der Ausschliefung bestehen. Sie hatten auch Gütergemeinschaft, verdamnten Zehnten und Zinsnehmen als Wucher, verweigerten der Obrigkeit den Eid und den Kriegsdienst, ja sie bestritten überhaupt die Notwendigkeit einer Regierung.

Man darf von den zürcherischen Wiedertäufern — so nannten sie sich — nicht allzu gering denken. Gebildete und ursprünglich achtbare Männer standen an ihrer Spitze, und mochten immerhin unreine Beweggründe an ihrem Auftreten Teil haben, andernteils waren sie doch von religiöser Ueberzeugung getragen und bewiesen im Leben und Ster-

ben einen sittlichen Mut, der einer bessern Sache wert gewesen wäre. Ihre Führer waren: Konrad Grebel, der Sohn eines der angesehensten Stadtpatrizier, zwar reich an Talenten, aber von verfehlter Erziehung; Felix Manz, Sprößling eines katholischen Pfarrers, gelehrt in hebräischer Sprache; Georg Blaurock, ein entsprungener Mönch; die Pfarrer Wilhelm Köubli von Wytikon, Johann Brödl von Zollikon am See und Simon Stumpf von Höngg.

Die Täufererei scheint von Zollikon ausgegangen zu sein, wo ganze Scharen sich zur Wiedertaufe herzudrängten; dann verbreitete sie sich ziemlich rasch im ganzen Kanton. Wie kam es denn, daß sie bei dem nüchternen Zürcher-Volk so leicht Eingang fand? Erstens stellte sie ein sehr schönes Ideal christlichen Lebens auf, wo die Liebe alles gilt. Und wenn sich das Volk noch für Ideale begeistern kann, so ist das ja an sich nur sehr erfreulich. Der Fehler aber war, daß sie, statt dem ewigen Ideal vom Boden der gegebenen Verhältnisse und nach Maßgabe derselben nachzustreben, einmal dagewesene frühere Zustände mit diesem Ideal verwechselten und dieselben in einer spätern und ganz anders gewordenen Zeit einfach wiederherstellen wollten. Zweitens gefiel die Lehre: „Weg mit den Zehnten und Zinsen“ den Bauern gar nicht übel, und wenn auch diese Forderung unverständlich, weil zu weit gehend, war, so gab sie doch, obgleich in ungeschickter Form, dem berechtigten Begehren der Landleute um mehr Recht und Freiheit Ausdruck. Drittens standen sie so gut auf dem Boden der Schrift, wie der Meister Ulrich, ja noch besser als er, dem Buchstaben nach. Alles, was sie übten und nicht übten, all ihre Lehre war „biblisch.“ Und das brachte sie nun eben gegen Zwingli auf, daß er, der gegen die Römischen doch den gleichen Grundsatz so schonungslos zur Anwendung brachte, ihnen, seinen Freunden, das Recht nicht zugestehen wollte, denselben durchaus und in allem Geltung zu verschaffen, furchtlos die letzten Folgerungen zu ziehen. Sie saßen



nachgerade einen erbitterten Haß wider ihn; sie nannten ihn nicht bloß einen Halben, sondern beschuldigten ihn, daß er aus Feigheit und Menschenfurcht, seinen gnädigen Herren in Zürich zulieb, Menschenfrazungen abermals höher stelle als den so klar sich bezeugenden Geist Gottes in der Schrift. „Ich bin eine Lüre“, so predigte Blaurock, der „Paulus“, wie sie ihn nannten, „wer durch mich eingeht, findet Weide, wer aber anderswo eingeht, der ist ein Dieb und ein Mörder; wie geschrieben steht: Ich bin ein guter Hirte; ein guter Hirte setzt sein Leben für seine Schafe, also setze auch ich mein Leib und Leben und meine Seele für meine Schafe, meinen Leib in den Turm und mein Leben in das Schwert oder Feuer, oder in die Trotte, wo es wie das Blut Christi am Kreuz von dem Fleische ausgedrückt wird. Ich bin ein Anfänger der Taufe samt meinen auserwählten Brüdern in Christo. Derohalben ist nicht bloß der Papst mit seinem Anhang ein Dieb und ein Mörder, sondern auch Zwingli und Leo Zud samt ihrem Anhang sind Diebe und Mörder so lange, bis sie die Wahrheit erkennen.“

Zwingli und der Rat mußten etwas tun, um der wachsenden Gärung im Volke zu begegnen. Es wurde eine öffentliche Disputation mit den Häuptern der Wiedertäufer auf den 17. Januar 1525 auf dem Rathause angeordnet. Manz, Grebel, Blaurock, Köubli u. A. stritten vor vielem Volk wider Zwingli. Dieser begann mit dem Geständnis, daß er vor einigen Jahren selbst der Ansicht gewesen sei, es wäre besser, die Kinder erst im vorgerückten Alter zu taufen; allein bei reiferem Nachdenken habe er eine andere Ueberzeugung gewonnen, die er auch im wahren Sinne und Geiste der heiligen Schrift gegründet halte und die er dann in ausführlichem Gespräch mit den Wiedertäufern entwickelte. Er gestand ein, daß die Kindertaufe in der Bibel nirgends bezeugt sei; indes stehe auch nirgends ausdrücklich, daß sie nicht geübt worden. Allein dieselbe sei vom Geiste des Christentums entschieden gefordert, denn sie sei

das äußere Zeichen der Aufnahme in die christliche Gemeinde; und daß schon die Kinder dem Heiland zugeführt werden müssen, lehre er ja selbst mit dem schönen Worte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen u. ſ. f.“ Die Taufe sei nicht eine Handlung, die das Kind begehre (darum sei dessen bewußte Teilnahme nicht unbedingt nötig), sondern eine solche, welche die Gemeinde mit dem Kind vornehme, indem sie dasselbe feierlich als ein neues Glied auf- und annehme und ihm damit auch den Segen einer christlichen Erziehung zusichere. Sie sei also ein ernstes „Pflichtzeichen“ für Gemeinde und Eltern. Die Taufe entspreche der jüdischen Beschneidung, die auch an den Unmündigen vollzogen ward; auch werde dieselbe schon von den ältesten Kirchenvätern erwähnt, reiche also in die ersten Jahrhunderte der Kirche hinauf.

Zwingli hatte vollkommen Recht, wenn er die Kinder-taufe verteidigte. Sie ist, recht verstanden und mit Andacht und Glauben vollzogen, eine der sinnigsten und schönsten Handlungen in unserem Gottesdienste. Aber hier erfuhr nun der Reformator selbst, wie für ein geistiges Christentum der Grundsatz: „Was nicht in der Bibel steht, ist nicht christlich“, nicht ausreicht, sondern zu enge und darum mangelhaft ist. Die Täufer hielten hartnäckig an den zwei Säulen fest: 1. sie ist nicht biblisch, und 2. sie ist an sich unvernünftig, weil das Kind nichts davon weiß. Zwingli konnte sie nicht mit dem Buchstaben, wohl aber mit dem Geiste des Christentums überwinden. Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.

Die Täufer hielten sich keineswegs für besiegt. Trotz der angedrohten Strafen predigten und taufte sie hernach mit noch größerem Eifer als zuvor und fanden um so mehr Anhang, da die Meisten von ihnen durch einen stillen und unbescholtenen Wandel sich Achtung verschafften. Ein zweites Gespräch ward auf den 20. März angesetzt.

Es war von gleichem Erfolg wie das erste. Zwingli war mit Beweisen sehr wohl ausgerüstet. Er war den Gegnern an Gewandtheit der Rede und schneller Fassung weit überlegen. Diese verrannten sich leicht in ihrem schwärmerischen hitzigen Eifer. Der Rat erkannte von neuem, daß der Sieg auf Zwinglis Seite sei. Letzterer gab eine Schrift: „Vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf“ heraus, um das Volk zu belehren. Doch die Täufer blieben widerspenstig, wie zuvor. Die Maßregeln des Rates gegen sie wurden härter.

Es folgte nun ein sehr unruhiger Sommer. Einzelne Teile der Landschaft, erregt durch die revolutionären wiedertäuferischen Lehren und den großen Bauernkrieg in Schwaben, zeigten ihrerseits Neigung zu offener Empörung. Die Herrschaftsleute von Grüningen, die von Andelfingen und Egglisau, sowie die Grafschaftsleute von Aynburg reichten ihre Beschwerden beim Räte ein über die vielfachen Lasten, unter denen sie litten, und erklärten entschlossen, sie nicht länger tragen zu wollen, da sie wider das Wort Gottes seien. Eine Volksversammlung von über 4000 Mann zu Töss war auf dem Punkte, in gewaltsamen Aufstand auszubrechen, als es zuletzt den angestrengtesten Bemühungen noch gelang, die Gefahr zu beseitigen. Bürgerkrieg hätte den Tod der Reformation bedeutet, denn Zürich hätte sich den Eidgenossen in die Arme werfen und die Neuerungen, die das alles verschuldet, abstellen müssen. Die Obrigkeit zog sich schließlich mit unbedeutenden Einräumungen aus dem gefährlichen Handel. Dafür blieb die Unzufriedenheit in den Gemüthern.

Besonders im Amt Grüningen blieb das Volk schwierig und stand offen zu den Wiedertäufern. Als die Obrigkeit die Auslieferung ihrer Führer verlangte, erklärten die Landleute, es nur unter der Bedingung tun zu wollen, daß ihnen nochmals eine Disputation bewilligt werde. Ungern willigte der Rat ein. Dieser dritte Täuferstreit war heftiger

und beharrlicher als irgend ein früherer. Er dauerte drei Tage lang, vom 6. bis 8. November 1525. Den Führern der Täufer war freies Geleit zugesichert worden. Es erschienen Grebel, Manz und Blaurock, begleitet von zahlreichem Anhang. Ihnen standen gegenüber Zwingli und seine zwei Kollegen Leo Jud und Großmann am Prediger. Die Herrschaft Grüningen hatte auf Geheiß zwölf Amtleute als Zeugen gesandt. Kaum war unter ungeheurem Zudrang mit dem Gespräch begonnen worden, als mit dem Geschrei: „O Zion, o Zion, frohlocke Jerusalem!“ eine frisch ankommende Horde von Schwärmern hereindrang und alles in Verwirrung brachte. Um mehr Raum und Ordnung zu gewinnen, ward die Versammlung in den Grossmünster verlegt. Dreimal dauerte hier der Kampf vom Morgen bis zum Abend. Die geistige Ueberlegenheit war mehr als je auf Zwinglis Seite. Das öffentliche Urtheil war entschieden für Zwingli und gegen die Täufer. Selbst die Grüninger mußten zugestehen, daß die Letztern vollständig überwunden seien. Ein komischer Auftritt beschloß das Ganze. Ein Täufer, der schon wiederholt geäußert hatte, er wolle den Kampf mit einem Worte beenden, aber von seinen Genossen, denen er selbst zu toll vorkam, immer war zurückgehalten worden, brach endlich durch und stellte sich mit entflammtem Gesicht und allen Geberden eines Geisterbanners vor den Reformator hin: „Zwingli!“ rief er, „ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns die Wahrheit sagest!“ „Die sollst du hören“, erwiderte dieser gelassen, „du bist ein tölpischer, aufrührerischer Bauer, so einfältig, als unsere Herren einen im Lande haben.“ Ein allgemeines Gelächter entstand, und die Besiegten hatten obendrein noch den Spott.

Nun erließ der Rat eine öffentliche Erklärung an alles Volk und mahnte und drohte ernstest. Die überwundenen Führer sollten ihren Irrthum eingestehen. Da sie das Ansuchen trotzig abwießen, wurden sie in den Turm geworfen.



Am Grüninger Amt gaben die Zwölf der Wahrheit Zeugnis, allein die Mehrzahl blieb eigenfönnig der wiedertäuferischen Sache treu. In Zürich machten inzwischen die Eingekerkerten Hoffnung, wenn man sie ledig lasse, sich ruhig zu verhalten. Man entsprach ihnen. Da zerstreuten sie sich sogleich in alle Teile des Kantons und die Flamme brach wieder los. Uebermals eingebracht, wurden sie bei Wasser und Brot in den Ketterturm gelegt. Sie konnten entfliehen. Da war wieder Jubel in Israel; es hieß, der Engel des Herrn habe sie gerettet aus dem Gefängnis, wie einst den Paulus und Silas. Doch jetzt war's endlich mit der Langmut der Obrigkeit vorbei. Ein Gesetz ward erlassen, wer hinfert Erwachsene taufe, solle ohne Gnade ertränkt werden. Blaurock und Manz, sowie zwei Grüninger Landleute, Nalt und Reimann, taten es dennoch. Sie wurden sämtlich ergriffen, Blaurock als Fremder ausgepeitscht und des Landes verwiesen, die drei andern in der Linmat ertränkt (1527 und 1528).

Bis auf welchen Grad der Tollheit das täuferische Unwesen steigen konnte, sah man im Kanton St. Gallen. Da verbrannten sie die Bibeln, weil es heiße: „Der Buchstabe tötet.“ Sie tändelten mit Puppen, zogen Lannzapfen, an einen Faden gebunden, auf dem Boden umher, weinten kindisch und ließen sich mit Äpfeln trösten, ja sie warfen alle Kleider von sich, weil man wie die Kleinen werden müsse, deren allein das Himmelreich sei. Einer verlangte im Schwärmerwahnsinn von seinem Bruder den Tod. Dieser zog sein Schwert und hieb ihm vor dem Vater und den Geschwistern das Haupt ab.

## **7. Zwingli schreibt wider den fremden Herrendienst.**

Es ist früher schon von uns gesagt worden, daß Zwinglis reformatorische Tätigkeit ebenso sehr eine poli-

tische als eine kirchliche war. Beide Richtungen hatten ihren Einheitspunkt in dem Streben nach sittlicher Wiedergeburt des gesamten Volkslebens. Schenken wir nun seiner politischen Wirksamkeit einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit.

Wir müssen etwas zurückgreifen. Schon in Glarus und Einsiedeln hatte Zwingli unerschrocken gegen das Heilslaufen und die fremden Bündnisse, besonders mit Frankreich, gepredigt. Die unglückliche Schlacht von Marignano gab ihm Recht. Doch die Lehre wurde nur halb und vorübergehend beherzigt. Die Eidgenossen trennten sich in zwei Lager. Acht Orte gingen mit dem siegreichen Franzosenkönig den Genfer Frieden ein, welcher zugleich ein Schutz- und Trugbündnis mit ihm in sich schloß. In den übrigen fünf aber (Zürich, Uri, Schwyz, Basel und Schaffhausen) war der Schmerz über die Niederlage und der Haß gegen den Sieger überwiegend, sodaß sie dem neuen Bündnis ferne blieben und auf eigenen Tagfahrungen zusammenkamen. Das ging so bis zum Jahre 1519. Da wurde der mächtige und streitbare Karl V. von Spanien deutscher Kaiser. Es lag am Tage, daß dieser Mailand, das alte deutsche Reichslehen, den Franzosen wieder werde abnehmen wollen. Beide Gegner warben eifrig um die Bundesgenossenschaft der Schweizer. Besonders Franz von Frankreich gab sich außerordentlich Mühe und schenkte keine Opfer, auch noch die widerstrebenden fünf Orte zu gewinnen. Es gelang ihm; selbst Schwyz, das hartnäckige, schlug endlich ein. Zürich allein blieb dem Bündnis beharrlich und endgültig ferne, was hauptsächlich Zwinglis Einfluß zuzuschreiben ist. Da Zürich schickte sogar, als im Jahre 1521 die Feindseligkeiten begannen, kraft älterer Verträge, an die es sich noch gebunden glaubte, dem Papste, der auf Seite des Kaisers stand, 6000 Mann zu Hülfe. Diese hatten zwar ausdrücklichen Befehl, nicht anzugreifen, sondern nur den h. Vater in seinem Eigenthum zu schützen. Und so thaten sie auch. Gleich-

wohl war die Erbitterung der Eidgenossen über die vermeintlich, eigensinnige und uneidgenössische Haltung Zürichs groß, und die Tatsache ist nicht zu unterschätzen, daß Zürich bereits der ganzen übrigen Schweiz gegenüber in einer politischen Sonderstellung sich befand, bevor nur der kirchliche Kampf recht ausgebrochen war.

Gegen diesen Papstzug hatte sich Zwingli mannhaft, ob auch vergeblich, gewehrt; nicht weil es den Papst anging, dessen Freund er nicht war, sondern aus grundsätzlicher Feindschaft wider alles Meislaufen. Er sagte: „Ich wollte, daß man durch des Papstes Vereinigung ein Loch gestochen, dem Boten auf den Rücken geheftet und ihn damit heimgeschickt hätte.“ Und ferner: „Auf einen reißenden Wolf stürmt man; aber den Wölfen, welche die Leute verderben, will niemand recht wehren. Sie tragen mit Recht rote Hüte und Mäntel (damit meinte er den Franzosenfeind Kardinal Schinner von Sitten, der in Zürich Einfluß hatte). Denn schüttelt man sie, so fallen Dukaten und Kronen heraus; windet man sie, so rinnt deines Sohnes, Bruders, Vaters und Freundes Blut heraus.“

Der Krieg in Italien entschied wider die Franzosen. Sie und mit ihnen die Eidgenossen unterlagen dem Kaiser mit seinen deutschen Landsknechten. Als die Trümmer des schweizerischen Heeres im Frühling 1522 über die Alpen heimgekehrt waren, da hielt Zwingli den Augenblick für günstig, ein Wort freundeidgenössischer Ermahnung an die Orte zu richten. Zunächst hatte er die Schwyzer Landsgemeinde im Auge, an die er auch sein offenes Schreiben richtete. Es ist betitelt: „Göttlich vermanung an die erfarnen, wysen, cerenfesten, ältesten Eidgenossen zu Schwyz, daß sie sich vor frömden Herren hütind und entledind.“ Zwinglis Worte sind in ihrer schlichten Einfachheit so schön, so kraftvoll und überzeugend, daß wir nicht umhin können, den Reformator einmal in größerem Auszug selbstredend auftreten zu lassen. Er sagt:

„Wir haben Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott, der unser Aller Vater ist und in uns wohnet durch seinen Geist. So nun wir Christen durch so gewaltige Mittel vereint werden, woher kommt es denn, daß unter uns größerer Zwiespalt ist, als unter seinen Ungläubigen, und daß in der Eidgenossenschaft, darin früher brüderliche Liebe gewesen, so große Zwietracht erwächst um fremder Herren willen? Antwort: Es kommt daher, daß die rechte Frömmigkeit in uns erloschen ist. Aber unselig sind die, die zu unsern Zeiten nicht sehen wollen, daß Gott sich um unserer Missethat willen von uns gewendet hat.

„Unsere Vordern haben aus keiner andern denn göttlicher Kraft ihre Feinde überwunden und sich in Freiheit gesetzt. Sie haben nicht um Lohn Christenleute zu Tod geschlagen, sondern um Freiheit allein gestritten, damit ihr Leib, Leben, Weib und Minder einem üppigen Adel nicht so jämmerlich zu allem Mutwillen unterworfen wäre. Darum hat ihnen Gott allweg Sieg, Ehr und Gut gemehrt. Nun aber, so wir angehebt haben, uns selber gefallen und flug schätzen, so lehnen sie sich auf wider Gott und sind übermütig. Nun hat der Teufel die fremden Herren aufgerichtet, daß sie mit uns also sprechen: „Ihr starken Helden, sollet nicht in euerm Land und Gebirge bleiben. Was wollet ihr des rauhen Landes? Dienet uns um reichen Sold, so wird es euch großen Namen und Gut gebären und wird euere Stärke den Menschen kund und gefürchtet.“ Also sprach der Teufel zu Eva durch die Schlange. Da haben wir bei Menschengedenken zu Neapel, Novara, Mailand größern Schaden in der Herren Dienst empfangen, als dieweil eine Eidgenossenschaft gestanden ist; und sind in eiguem Kriege allweg sieghaft gewesen, in fremden oft sieglos.

„Welche für Wahrheit, Religion, Gerechtigkeit, Vaterland ihr Leben im Kriege wagen, die sind treu und fromm.



Das verjoldet Kriegen aber ist ein unmenschlich, unverschämt, sündlich Ding. Denn ich kann nicht anders ermes-  
sen, als daß alle, die in einem Heerzeuge sind, aller Tot-  
schläge, die da geschehen, schuldig seien.

„Die da jagen: „„Wir müssen aber Herren haben, wir  
sind ein arm Volk, haben ein rauhes Land.““ Ist wahr, so  
man sich nicht begnügen will ziemender Nahrung und Be-  
kleidung, muß es irgendwo herkommen. Wenn aber keiner  
sich weiter streckte, als er Decke hat, bedürfte es dieser  
Worte nicht. — Mehr so verblendet uns der Herren Geld,  
daß wir wenig achten den Verlust unsers eignen Fleisches  
und Blutes, nur daß den Herren gedient werde, auch wenig  
des ganzen Regiments, ob aller Ungehorsam erwächst und  
man um die Obrigkeit nichts gibt. Auch erwächst daraus  
mit der Zeit, daß die Reisläufer werden die Obrigkeit unter  
sich zwingen und behandeln wie sie wollen. Auch werden sie  
uns zwingen, zu halten, was wir nicht schuldig sind und  
uns verblenden, daß wir unsern gemeinen Nutzen nicht er-  
kennen mögen, noch unsern Vorteil und Recht ermessen und  
uns daran halten dürfen.

„Die dritte Gefahr ist, daß man böse Sitten mit frem-  
den Geld und Krieg heimbringt und pflanzt. Das sehen  
wir eigentlich, denn die Unsern nie heimgelommen sind  
aus fremden Kriegen, sie haben mit ihnen etwas Neues ge-  
bracht an Kleidung ihrer selbst und ihrer Weiber, in Speis  
und Trank Unmaß, neue Schwüre und was sie Sündliches  
sehen, lernen sie gern. Es wird auch alle Frauenzucht desto  
schwächer und unfrömmere.

„Mit Arbeit will sich auch niemand mehr nähren, man  
läßt die Güter verstauben an vielen Orten und wüßt liegen,  
da man nicht Arbeiter hat, wie wohl man Volks genug  
hätte, dazu ein gut Erdreich. Trägt es nicht Zimmt, Ing-  
wer, Malvasier, Nügelin, Bomeranzen, Seide und andere  
solcher Weiberschlecke, so trägt es Anken, Milch, Pferde,  
Schafe, Vieh, Landtuch, Wein und Korn überflüssig, daß

wir dabei schöne starke Leute erziehen und, was wir in unserm Lande nicht haben, leicht mit dem Unsrigen, das andern Menschen mangelt, ertauschen und kaufen mögen. Redliche Arbeit ist immer gesegnet und ihr kleiner Lohn fruchtbarer, als der große Sold des Auslandes. Darum hütet euch vor denen, die eure Söhne fremden Herren verkaufen. Es sind zugleich die, die im Innern Zwietracht stiften und euch gegen die neue Lehre verheizen. Haltet also einmütig zusammen und laßet die fremden Herren sich unter einander raufen, anstatt daß ihr euch ihnen verdinget, alle ihre Streiche mit eurem Rücken aufzufangen.

„Geldliebe hat viele Laster im Gefolge, und keine Leidenschaft hindert den Menschen mehr sich Gott zu nahen, keine führt ihn mehr von Gott ab. Das Beispiel hievon haben wir an unsern Pensionern, die gottsvergessen, eidbrüchig und alles Ehrgefühls spottend, sich so verstrickt haben, daß sie selbst es nicht länger auszuhalten wissen und doch nicht mehr mit Ehren zurücktreten können. Der Eigennuß ist unter uns gesäet und die Zwietracht auch hernach gefolgt. Und ginge ihnen ihr Ratschlag ganz für, so wäre eine Eidgenossenschaft schon zerstört. Ihr wißet wohl, was der fromme Bruder Klaus von Unterwalden geredet hat von einer Eidgenossenschaft wegen, daß die kein Herr noch Gewalt gewinnen möge als der Eigennuß.

„Ob aber Etliche so hartnäckig geizig sind, daß sie niemand von ihrem Fürnehmen bringen mag, also daß sie für und für mit fremden Herren machen, das Geld nehmen und der Frommen Kinder die Streiche zu holen schicken wollen, so möget ihr wohl denken, was euch Gott und die Notdurst mit ihnen würde heißen handeln. Man muß dieselben abstellen, oder erwarten, daß Gott sein Schwert über das ganze Volk zücke und brauche.“

Wirklich beischloß die Landsgemeinde in Folge dieses Schreibens, auf fünfundzwanzig Jahre fremder Bündnisse

und Zahrgelder müßig zu gehen. Auch Nidwalden schloß sich an. An andern Orten aber machte Zwingli's patriotische That böses Blut. Haller schrieb ihm aus Bern: „Deine doch wahrhaftig christliche Aufforderung wird bei uns sehr mißbilligt, wirklich im höchsten Grade.“ Boten liefen hin und her; der Beschluß von Schwyz sollte wieder umgestoßen werden. Und so geschah es denn auch im August desselben Jahres.

Das war das letzte Mal, daß die in den Vierwaldstädten dem Wort der Wahrheit aus Zwingli's Mund ihre Herzen, wenigstens momentan, aufstuten. Zwei Jahre später ließ er eine ähnliche Schrift bereits anonym ausgehen. Der ursprünglich hochverehrte Prediger und bewährte Vaterlandsfreund wurde mehr und mehr zum tödtlich verhaßten Gegner. In wie weit abermals wesentlich politische Gründe zu dieser unverjöhnlichen Feindschaft beitrugen, sehen wir später.

## 8. Die übrigen Orte. Klaus Hottinger. Ittinger Klosterhandel. Badener Religionsgespräch. Bern geht über.

Für die Wahrheit sind keine Marksteine gesetzt an den Grenzen der Kantone und der Länder. Zwingli wußte wohl, daß seine Menschöpfung, um Bestand zu haben, wo möglich über Zürich hinaus in der ganzen Eidgenossenschaft Wurzeln schlagen und wenn nicht alle, so doch die Mehrheit für sich gewinnen mußte. Aber die Feindschaft gegen die Wahrheit ist allezeit stark gewesen. Das Hangen am Alten ist dem Menschen seine zweite Natur. Langsam schreitet die gute Rennerung vorwärts; sie muß sich jeweilen begnügen mit theilweisen Erfolgen und unvollkommener Gestaltung.

Zwingli's Auftreten in Zürich erregte frühe Aufsehen in den Kantonen. Gespannt folgte man den weiteren Entwicklungen. Anfänglich empfand man allerorten ein natürliches Befremden. Dann trat der Ernst der großen Frage gebieterisch an die Gewissen, bedrohlich an liebgewordene Ueberlieferungen und verjährte Interessen heran. Die Entscheidung folgte, mußte folgen, hier für, dort gegen; auf immer. Es waren große Zeiten.

Erst gewann Zwingli einzelne Freunde in den bedeutenderen Schweizerstädten, in St. Gallen Badian, in Schaffhausen Sebastian Meyer, in Luzern Mykonius, in Bern Berthold Haller, in Basel Desolampad; auch in Konstanz und Lindau hatte er Vertraute.

Die Obrigkeiten aber hielten vor der Hand noch durchweg zur Kirche, und am 27. Mai 1522 nahm die Tagsatzung zu Luzern in den Abschied auf: „Da gegenwärtig die Priester in der Eidgenossenschaft allenthalben allerlei predigen, wodurch unter dem gemeinen Volk Unwillen und Zwietracht erwächst und Irrung im christlichen Glauben, so sollen die Regierungen mit ihren Priestern Rücksprache nehmen, daß sie mit solcherlei Predigt aufhören.“ Namentlich wurden Zürich und Basel ermahnt, das Drucken neuer Bücher, welche Unruhe und Zwietracht hervorbringen, zu verbieten. Urban Wyß, Prediger zu Fislispach bei Baden, welcher offen erklärte, nur noch das Wort Gottes predigen zu wollen, wurde auf Befehl der Tagherren zu Baden gefangen und aufs Schloß Gottlieben gebracht. In Bern fürchteten die Junker, Zwingli's Predigt führe zur Auflösung aller weltlichen Ordnung, zur Abschaffung von Zehnten und Zinsen. Es wurde von den Orten der weitere Beschluß gefaßt, „den Zwingli überall, wo man ihn auf eidgenössischen Gebieten betreffe, gefänglich einzuziehen.“

Bei der zweiten Zürcher Disputation über Messe und Bilder lehnten die innern Orte und Bern die Teilnahme



unmutig ab. Unterwalden erklärte ehrlich und derb: „Wir können nicht glauben, daß unser Herrgott dem Zwingli so viel Gnade erwiesen, als den lieben Heiligen und Märtyrern. Darum schicken wir niemand zu ihm und seinesgleichen, sondern sind willens, wenn wir ihn hätten und sich das erfände, was von ihm geredet wird (Zwingli wurde infam verleumdet), so wollten wir ihm den Lohn geben, daß er's nimmermehr täte.“ Dagegen zeigten damals bereits Schaffhausen und St. Gallen ihre unparteiische Gesinnung durch Abordnung von Gesandten.

In Zürich ging inzwischen die Reformation ihren ruhigen und sichern Gang. Doch fehlte es auf beiden Seiten nicht an Reizungen und rohen Auslassungen einzelner, die dann durch böswilliges Verede noch vergrößert wurden. Die Klust wurde weiter, die Stimmung erbitterter. Um kein Mittel unversucht zu lassen, beschloßen die Orte am 16. Februar 1524, durch eine feierliche Gesandtschaft der sämtlichen Stände in Zürich ihre Beschwerden vorzubringen und den Vorort nochmals von seinen Neuerungen abzumahnern. (Nur Schaffhausen erklärte, es halte sich nicht besugt, Zürich von seinem Glauben abzudrängen.) Am 21. März erschienen ihre Boten vor dem Großen Räte zu Zürich und trugen eine Reihe von Klagen vor. Sie beschlugen meistens unbedeutende Vorfälle, die uns aber zeigen, wie damals Handel und Wandel ging.

Die Antwort, die Zürich den Orten schriftlich übersandte, zeugte von großer innerer Zuversicht. Man hatte inzwischen nachgeforcht, was an den Klagen Wahres sei. Das Meiste erwies sich als arge Entstellung oder reine Erfindung. Das ward im einzelnen dargelegt, ruhig und sachlich, Punkt um Punkt. Dann erklärten sie im weitem, daß sie vieles, was ihnen bisher heilig und göttlich geschienen, aus dem Worte Gottes als menschliche Satzung und Irrung erkannt haben. Würden sie aus der heiligen Schrift

überwiesen, daß sie irren, so wollen sie die Neuerungen abstellen; wo aber nicht, so wollen sie mit Gottes Hülfe bei seinem Worte verbleiben und nicht davon weichen.

Wie ernst die Lage damals bereits geworden war, zeigt ein einzelner Vorfall aus jener Zeit. Klaus Hottinger nämlich, der wegen des Umstürzens des Stadelhofer Kreuzes auf zwei Jahre des Kantons verwiesen war, wollte seine Verbannung in Waldshut aushalten, das viele Anhänger der neuen Lehre zählte. Indessen kam er öfters über den Rhein und konnte es nicht lassen, im Sinne seiner Glaubenspartei zu wirken. Lebhaft wie er war, sprach er sich mit heftigen Worten über die Messe, die Bilder und derlei Fragen aus. Der Landvogt von Baden, ein Luzerner, Heinrich Fleckenstein, ließ auf ihn fahnden. Er konnte wirklich seiner habhaft werden, und Hottinger wurde vor das Landgericht zu Baden gestellt. Indessen war hier ein Teil der Richter dem Angeklagten günstig; andern war die Sache zu neu und zu schwierig, so daß sie nicht wagten, sich auszusprechen. Da wurde das Urteil von dem blutdürstigen Landvogt an die regierenden Orte selbst gezogen und der Gefangene nach Luzern abgeführt. Mit großem Mute vertrat er vor dem Gerichte seine Ueberzeugung. „Und wenn mich alle Welt für einen Ketzer hält“, sagte er, „so weiß ich doch, daß ich den wahren Christenglauben habe.“ Das Urteil der regierenden Orte (Zürich ausgenommen, das sich vergeblich verwendete) lautete auf Todesstrafe durch das Schwert. Ein Luzerner Richter sagte: „Einmal muß ihm der Kopf abgeschlagen werden; wächst er ihm dann wieder nach, dann wollen auch wir seinen Glauben annehmen.“ Schön erwiderte Hottinger: „Zum Herrn am Kreuz wurde auch gesprochen: „Steige vom Kreuz herab, so wollen wir an dich glauben.“ Und als ihm ein Geistlicher das Kreuzifix vorhielt, wies er dasselbe mit der Aeußerung von sich: „Das Leiden Christi muß mit wahren Glauben im Herzen

aufgenommen werden und ist so groß und würdig, daß die Abbildung wie Spott erscheint. Wohl macht das Kreuz Christi selig, und es allein, aber nicht das hölzerne, sondern sein Tod und Leiden.“ Noch auf der Nichtstätte bat er die Eidgenossen: „Zürnet nicht auf meine Herren von Zürich und gedenket, wie sie sich jederzeit ehrlich und redlich an die Eidgenossenschaft gehalten haben. Und was sie jetzt vorhaben mit dem Glauben, das ist Recht und göttliche Wahrheit, worauf ich getrost sterben will.“ Das Volk bat er um Verzeihung, wenn er einen erzürnt habe, und befahl seine Seele Gott. Er starb als Märtyrer seines Glaubens am 9. März 1524.

Als Zürich im Sommer desselben Jahres die Bilder entfernte, erklärten die Waldstätte nebst Zug, auf den Tagfatzungen nicht mehr neben Zürich zu sitzen, und es fehlte nicht an Drohungen, es mit gewaffneter Hand zu strafen. Die Mäßigung und Unparteilichkeit des mächtigen Bern hinderte aber für einmal den Ausbruch von Feindseligkeiten. Bern erklärte zwar damals noch entschieden, der alten Kirche treu bleiben zu wollen, aber mit seinem Willen sollte den Zürichern um des Glaubens willen kein Leid geschehen. Es mahnte auf beide Seiten zur Verträglichkeit und behielt sich offene Hand. In Bern ging offenbar die innere Wandlung vor sich. Basel, Schaffhausen, Glarus und die Stadt St. Gallen waren bereits gewonnen; in Appenzell und Toggenburg, in den gemeinen Herrschaften Aargau und Thurgau wogte das Alte und das Neue gärend durcheinander, doch überall mit entschiedener Neigung zum Siege des Neuen.

Nest kam der Stinger Klosterhandel und goß neues Öl ins Feuer. In der zürcherischen Vogtei Stammheim, wo aber fürs Blutgericht der Thurgau zuständig war, waren der Untervogt Hans Wirt und seine zwei ebenda als Geistliche angestellten Söhne Adrian und Johannes eifrige

Freunde der Reformpartei. Als nun das Mandat gegen die Bilder ausging, wurde auch in Stammheim, unter Protest einer Minderheit, ein wertvolles Gemälde, die heilige Anna, Mutter der Maria darstellend, das hoch verehrt wurde und viele Wallfahrer anzog, weggenommen und verbrannt. Als der Landvogt im Thurgau, Amberg, ein Schwyzer, davon hörte, ergrimmte er und schwur den drei Wirten Rache. Kurz hernach schickte er bei Nacht seine Diener aus, den Pfarrer Dechslı in Burg bei Stein, der ebenfalls reformatorisch predigte, gefangen zu nehmen. Da ertönten ringsum die Sturmglöcken, denn die Gemeinden hatten sich das Wort gegeben, ihre Pfarrer zu schützen und sich gegenseitig in jeder Not beizustehen. Den Dechslı konnten sie zwar nicht mehr befreien; aber am Morgen war das Volk bis auf 4000 Mann angewachsen, Zürcher und Thurgauer, die meisten bewaffnet. Auch Wirt und seine Söhne waren dabei. Der Haufe wandte sich gegen das Kloster Sttingen, einen besonders verhassten Ort der katholischen Partei. Da ging es wild her. Küche und Keller wurden geleert, Meßgewänder und Kirchenzierden verunehrt, die Mönche verhöhnt und mißhandelt. Vergeblich suchte Wirt Ordnung herzustellen. Zuletzt brach Feuer aus, und das ganze schöne Kloster brannte nieder.

Dieser Sturm und Brand schien einen größern in der Eidgenossenschaft zu entfachen. Furchtbar war die Erbitterung der katholischen Orte über diese That. Die Zuger wollten nach Kappel hinausziehen und an diesem zürcherischen Kloster Vergeltung üben. Der Bürgerkrieg wäre vielleicht ausgebrochen, hätte nicht Zürich selbst den Frevel laut mißbilligt und die Schuldigen zu strafen versprochen. Die Hauptanführer entflohen in Eile. Der Untervogt Wirt und seine Söhne blieben. Sie wußten sich schuldlos und hofften in Zürich einen milden Richter zu finden. Die Orte verlangten die Auslieferung derselben. Zürich widerstrebte. Als



aber jene drohten, Stammheim zu überziehen, willfahrte es. Die drei Wirt und der Unter vogt Rüttimann von Rußbaumen wurden in Baden vor das Blutgericht gestellt. Die Armen wurden hart und peinlich verhört. Als Adrian Wirt an dem Folterseile in die Höhe gezogen ward, bemerkte der Ritter Stein von Bern mit Spott: „Das ist die Hochzeitsgabe, die wir euch zu eurer Hausfrau schenken“, damit auf die Heirat des Priesters mit einer gewesenen Nonne anspielend. Am 28. September 1524 wurde das Urtheil ausgefällt. Vergeblich mahnte Zürich zur Milde. Vergeblich flehte die Frau des Unter vogts Wirt, Anna Keller, die Richter an für das Leben des Vatten und der Söhne. Der Anmann Stocker von Zug erwiderte: „Ich kenne den Wirt wohl; so lange ich Landvogt im Thurgau war, habe ich ihn immer als freundlichen und redlichen Mann gefunden, gastfrei gegen Fremde und Heinnische. Darum würde ich helfen, seiner zu schonen, hätte er auch gestohlen, geraubt oder gemordet. Weil er aber die Großmutter Gottes verbrannt hat, da hilft ihm nichts, er muß sterben.“

Der Unter vogt Wirt, sein Sohn Johannes und der Unter vogt Rüttimann wurden zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Adrian Wirt wurde seiner Mutter geschenkt. Die Verurtheilten zeigten beim letzten, schweren Gang große Fassung und hohen Mut. Ihre Abschiedsworte voll Vergebung und Seelenfrieden — Vater und Sohn segneten einander, sie segneten alle Menschen und auch den Landvogt von Baden — gehören zu den erhehendsten Kundgebungen evangelischen Bekennermutes, der auch auf gläubige Katholiken tiefen Eindruck machte. Die Anrufung der Heiligen wiesen sie ab und bestärkten einander in ihrem Glauben. Auf dem Richtplatz nahmen sie rührend Abschied von einander. Als bei der Entblößung die Malzeichen der erlittenen Folter sichtbar wurden, brach die Menge theilnehmend in lautes Weinen aus. Dann fiel der tödtliche Streich.

Solche Racheakte wirkten alles eher, als ein Aufhalten der Reformation. Getränkt vom Blute der Märtyrer wuchs der Same des Gotteswortes im Stillen. Selbst in den inneren Kantonen zeigte sich das Volk etwas beunruhigt, daß der Hauptfeind in Zürich alle Gegner mit der Schrift zu überwinden vermöge. Sollte er am Ende doch noch Recht haben?

Die Eidgenössischen Orte veranstalteten daher eine öffentliche Disputation zu Baden vom 21. Mai bis zum 6. Juni 1526, für welche sie den berühmten Doktor Eck, der auch gegen Luther gestritten, gewannen. Allein verschiedene Umstände — man schrieb die Disputation aus „zur Bewährung des überlieferten Glaubens“, man bestellte die Schiedsrichter einseitig aus Altgesinnten, man verbot Privaten strengstens das Nachschreiben der Verhandlungen u. a. — zeigten von Anfang deutlich, wissen sich die Evangelischen zu versehen hatten.

Zürich wurde mit Nachdruck eingeladen, Theil zu nehmen und den Zwingli zu stellen. Der Rat aber verbot dem Reformator hinzugehen. Dieser selbst erklärte, in Zürich, Bern oder St. Gallen nehme er den Kampf mit jedem Gegner auf, nach Baden aber gehe er nicht. Ob es ihm, dem Manne von ausgeprägt selbstherrlicher Art, widerstrebte, nun auch einmal an einem dritten Ort gleichsam zur Verantwortung vorgeladen zu werden, oder ob er wirklich Gefahr für sein Leben fürchtete, steht dahin. Jedenfalls war bei der herrschenden Stimmung Gewalttat, auch beim redlichsten Willen der katholischen Orte, sie zu verhindern, leicht möglich. Und furchtsam dürfen wir den Mann, der später selbst mit der Hellebarde nach Stappel zog, darum nicht nennen, weil er sich für zu gut und der Sache der Reformation einstweilen für zu unentbehrlich hielt, um in dem fanatischen Baden, wo das Blut der Stammheimer geflossen war, ruhmlos gemeuchelt zu werden.

Das Gespräch wurde trotzdem eingeleitet. Seine äußere Anordnung und Erscheinung war glänzend. Alle zwölf Orte, sowie Abt und Stadt St. Gallen, Mühllhausen, Konstanz, Lausanne und Chur waren eingeladen und durch Gesandte vertreten. Auf katholischer Seite waren Doktor Eck, Faber und Murner die Hauptkämpfer, auf reformierter Desolampad von Basel und Haller von Bern. Eck verfocht seine Thesen glänzend und gewandt. Desolampad wehrte sich standhaft, vermochte aber den Gegner nicht aus dem Sattel zu heben. Daß Zwingli fehlte, gereichte beiden Parteien zum Bedauern, der katholischen auch zum Triumph. Von Anfang benahmen sie sich als Sieger, und ihr Uebermut wuchs dergestalt, daß Eck am Schlusse des Gespräches Zwingli, „den Tyrannen von Zürich“, öffentlich als ehrlos und meineidig, als einen Schänder der Heiligen und Kirchenräuber ausrief. Die Katholiken jubelten; das Volk der innern Kantone wandte sich mit Haß und Abscheu von dem Prediger in Zürich, den sie böswilligen Irrthums und unerhörter Neberei überführt glaubten, und jetzt erit beschloßen sie mit Ueberzeugung, beim alten Glauben zu verbleiben.

Doch wagten die katholischen Kantone die Veröffentlichung der Akten nicht, um dieselben nicht der vernichtenden Beurteilung Zwinglis auszusetzen. Das war für Unbefangene freilich auch ein Wink.

Zu diesen Unbefangenen gehörte Bern. Durch den gesteigerten Troß und Hochmut der Waldstätte, die Zürich den Bundeseid verweigerten, wurde der mächtige Kanton beleidigt und Zürich angenähert. Und als Bern schwankte, war die katholische Partei unflug genug, es zu schmähern, und nun — ging es völlig über. Ein entscheidender Wahlsieg der Reformfreunde half der evangelischen Sache rasch zum Durchbruch. Eine große Disputation wurde im Januar 1528 in Bern abgehalten. Diesmal war auch Zwingli da-

bei. Unter starker Bedeckung reiste er, nicht ohne Gefahren, durch den Margau dahin. Das Gespräch dauerte mehrere Wochen. Das Verhältniß der Parteien war umgekehrt wie in Baden, die Evangelischen waren stark, die Katholiken schwach vertreten. Inzwischen predigte Zwingli im Münster. Ein katholischer Priester, der einmal eben Messe las, als jener von der Kanzel beredt nachwies, wie unbiblisch und unchristlich sie sei, legte unter dem Eindruck seiner Rede sein buntes Gewand ab und sprach: „Steht es also mit der Messe, so will ich auch keine mehr lesen mein Leben lang.“ Der Ausgang war ein glänzender Sieg der Evangelischen, und ohne Verzug führte der Rat die Kirchenreform auf seinem ganzen Gebiete durch. Das war die Frucht des Uebermutes der Katholiken nach den Tagen von Baden. „Ihr habt es böse mit mir gemeint“, konnte Zürich sprechen, „doch Gott hat es zum Guten gelenkt.“

Zürich trat nun sofort auch mit Bern ins „christliche Bürgerrecht“ (ein politisches Schutz- und Trutzbündnis), welches es schon früher mit Konstanz geschlossen.

Durch Gewinnung Berns war und blieb das Uebergewicht der Reformierten in der Schweiz ein für alle Mal gesichert.

## 9. Fortschritte der Reformation. Neue Gewaltthaten.

Die Wirkungen des Uebertrittes Berns zur Reformation waren rasche, bedeutende, entscheidende. In Zürich jubelte man. Die Evangelischen alle atmeten auf; wo immer in den Kantonen Reformfreunde, ob auch in kleiner Anzahl da waren, erhoben sie kühner ihr Haupt. Nicht mehr um das Existenzrecht, um den vollen Sieg, um die Herrschaft handelte es sich jetzt. Durch den überraschenden Erfolg



ward auch Zwingli's persönliche Stellung in Zürich gehoben und befestigt. Er wurde mehr und mehr Diktator, unumschränkt regierender Staatslenker, die Seele nicht bloß der Kirchenreform, sondern auch aller offenen und geheimen politischen Aktionen. Daneben wurde er als der unentbehrliche Ratgeber, Helfer und Tröster stetsfort auch von seinen Freunden in Bern, Basel, St. Gallen, Glarus und Schaffhausen in Anspruch genommen. Wenn sie in Nöten und mit ihrem eigenen Rat zu Ende waren, wandten sie sich an ihn, und er riet, half, tröstete nach allen Seiten wie ein Vater, voll Gottvertrauen, mit Weisheit und Mut. Ihm lag der Sieg der guten Sache in jedem andern Gebiet ebenso sehr am Herzen, wie in Zürich. Denn es war ihm nicht um sich selbst, sondern um die Sache zu tun; er hatte das Wohl des Ganzen, des Gesamtwaterlandes, nicht des Theiles, im Auge. Und zu solch sorgenreicher, aufreibender Tätigkeit hinzu hatte Zwingli immer noch Zeit und Lust genug zu seinen geistlichen Amtsgeschäften. Er predigte, er hielt Bibelvorträge über den Jesaja, er legte den Geistlichen den Ezechiel aus, er gründete und präsiidierte die zürcherische Synode. In letztere ließ er seinen volkstümlichen Grundsätzen gemäß neben den Geistlichen auch Gemeinde-Abgeordnete wählen; ein Vorzug, den die zürcherische Kirche später wieder eingebüßt hat, um ihn in unsern Tagen abermals in Anspruch zu nehmen.

Zwingli war der Mann, Vorteile rasch und voll auszunützen. Mit Bern im Bunde ging er gleich daran, in den gemeinen Herrschaften und Untertanenländern mit allen Mitteln dem neuen Glauben zum Siege zu verhelfen. Sonst hatte in öffentlichen Angelegenheiten derselben das Mehr der regierenden Stände entschieden. Auch eine Religionsänderung wäre also nach bisheriger Regel von diesem Mehr abhängig gewesen. Allein so kamen die reformierten Stände zu kurz. Bern und Zürich, ihrer Macht bewußt, einigten sich

also, entgegen dem üblichen Brauch, auf den Grundsatz, daß im Aargau, Thurgau u. s. f. in Sachen des Glaubens nicht die regierenden Orte, sondern die Gemeinden selbst abmehren sollen, ob das Alte oder das Neue gelten solle. Kein Prediger und keine Gemeinde soll wegen des neuen Glaubens Gewalt leiden. So wenig man das Neue jemandem aufzwingt, ebenso wenig darf jemand an der Annahme desselben gewaltsam verhindert werden. Die katholischen Orte protestierten gegen diese Neuerung, aber hindern konnten sie es nicht, daß die zwei Städte ihrem Grundsatz Geltung und Erfolg verschafften.

In den aargauischen Herrschaften, von Zürich und Bern umgrenzt, gewann die Reformpartei mit jedem Tag an Boden. Am nachhaltigsten erhielt sich der katholische Einfluß in dem gegen Luzern liegenden Freiamte. Im Toggenburg, das unter der Hoheit des Abtes von St. Gallen stand und in welchem Zwingli persönlich Einfluß hatte, empörten sich die Thurtaler und erzwangen die Reform. Die Schwyzer, im Landrecht mit ihnen, wollten sie züchtigen, ließen aber, als Zürich drohte, den Dingen ihren Lauf. Die größten Anstrengungen machten beide Parteien um den Thurgau. Auf einer Landsgemeinde zu Weinfelden (9. Dezember 1528), wo Vertreter aller Gemeinden zugegen waren, erschienen auch die Boten der fünf Orte. Aber auch eine Gesandtschaft von Zürich und Bern war eingetroffen. Diese ermahnte die Thurgauer, sich ohne Furcht vor den übrigen Orten dem Evangelium zuzuwenden; sie versprach ihnen Schutz gegen jede Bedrückung und ermahnte sie, im Kriegsfall zu den Zürchern zu stehen. Die große Mehrheit entschied sich für die Reform. Sie gelobten, auch ferner in äußerlichen Dingen den regierenden Orten Gehorsam zu leisten, aber wo es sich um das Gotteswort handle, wollen sie sich an Zürich halten.

Daß übrigens der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Gemeinden oder der Einzelnen in Religionssa-

chen damals noch keineswegs ein grundsätzlich anerkannter und auch von Zürich und Bern keineswegs ernst gemeint war, sondern nur da angerufen wurde, wo er ihrem Interesse diente, zeigen mehrfache Vorkommnisse aus jener Zeit. Wie die fünf Orte bei Strafe an Leib und Gut verboten, auf ihrem Boden die neue keiserliche Lehre zu verkünden, so lieten es auch Zürich und Bern nicht, daß man im eigenen Kanton ihren Reformdekreten zum Trotz beim Alten blieb. Die Regierung von Zürich hat zwar ihren Landgemeinden die Reformation nie bloß von oben herab anbefohlen, sondern sie als Frucht der Lehre und Ueberzeugung reifen lassen, aber es wurde doch später nicht bloß (wie früher erzählt worden) die Feier der Messe in der Stadt den Freunden des Alten rundweg untersagt, sondern auch nach Weihnachten 1528 die Teilnahme an derselben in andern Ländern jedem Zürcher bei einer Mark Silbers Buße verboten, ja etliche gestraft, weil sie der neuen Ordnung zuwider an der Neujahrs-Zunftmahlzeit (es war ein Freitag) kein Fleisch, sondern nur Fische gegessen hatten. Und denselben Standpunkt nahm in einem ernstern Fall der Stand Bern ein. Die Haslitaler im Oberland wollten lieber das Alte haben und standen zusammen, um im Notfall Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Eine Abteilung Unterwaldner zog über die Berge ihnen zu Hülfe. In Bern herrschte Furcht und Bestürzung. Man glaubte an Verschwörung und Gegenrevolution unter Führung der katholisch gesinnten alten Geschlechter der Stadt. Doch als Zürich augenblicklich Hülfe zusicherte, kehrte der Mut wieder. Die Oberländer wurden mit Krieg überzogen; ohne Schwertstreich unterwarf sich alles und nahm die Reform an. Etliche wurden am Leben bestraft, die alten Freiheiten dem rebellischen Tale entzogen. Wegen die bundesbrüchigen Unterwaldner aber rief Bern eidgenössisches Recht an. — *Cujus regio, ejus religio*: „Weß' das Land, deß' die Religion“, nach diesem harten Wahlspruch wurde verfahren in der Reformationszeit.

Er mußte bei der steigenden Erhitzung der Gemüter Gewalttat erzeugen. Zürich selbst ließ sich solche zu Schulden kommen. Im Frühjahr 1528 wurde der Standesweibel Marx Wehrli, als er mit seinem Herrn Landvogt, Wirz von Unterwalden, in der Standesfarbe von Unterwalden durch Zürich reiste, ergriffen und gefangen gesetzt. Wehrli hatte im Thurgau vierzehn Jahre seine Stelle bekleidet und in derselben auf die jährlich wechselnden Landvögte bedeutenden Einfluß gewonnen. Er war aber dem alten Glauben zugetan und hatte der kirchlichen Reform eifrig und nicht ohne Erfolg entgegen gearbeitet. Darum haßten ihn die Zürcher. Trotz der Einsprache des Landvogtes und trotz seines Rechtsbegehrens ward er in den Wellenberg gebracht, daselbst peinlich verhört und sodann öffentlich mit dem Schwerte hingerichtet. Als Grund dieses gewaltsamen Verfahrens wurde bezeichnet, er habe die Zürcher, die als einer der regierenden Orte auch seine Herren waren, Meher gescholten, was er freilich auch auf der Folter nicht zugestand. Wir sehen, Zürich war nicht gerechter und maßvoller als seine Gegner; es ließ sich durch das Unrecht wieder zum Unrecht verleiten. Wie Zwingli sich zu diesem Handel stellte, davon wissen wir nichts.

Im folgenden Jahr zeigte Zürich auch gegenüber dem Kloster St. Gallen, dessen Schirmort es neben Luzern, Schwyz und Glarus war, wie ihm bei der Verfolgung seines Zieles — Reformation der ganzen Eidgenossenschaft, wenigstens der äußern Länder — das formelle Recht wenig Bedenken machte. Daß die „Gößen“ aus den Kirchen gewaltsam weggeschafft wurden und der Abt sein Heil in der Flucht suchen mußte, billigte und förderte Zürich. Und als bald der Abt starb, verweigerte es dem neugewählten seine Anerkennung, indem es das Stift ganz einfach reformieren, d. h. aufheben und keine Herrschaft eines geistlichen Fürsten mehr dulden wollte. Dem Kloster war die Lebensfrage gestellt. Die Schlacht bei Stappelen entschied sie.

Der Haß und die Erbitterung wuchsen inzwischen auf beiden Seiten dergestalt, daß das Ende nicht verborgen bleiben konnte. Von Krieg hatte man schon vor Jahren reden hören. Jetzt wurde es Einsichtigen zur Gewißheit, daß er unvermeidlich sei. Das Schwert sollte die Glaubensprobe werden. Darum sahen sich beide Teile auf alles vor und warben Bundesgenossen. Zürich und Bern nahmen Basel, St. Gallen, Mühlhausen und Biel ins christliche Bürgerrecht auf; auch nach süddeutschen Städten wendeten sich ihre Blicke; ein Bindeglied war in Konstanz schon vorhanden. Man wollte sich gegenseitig beistehen zum Schutz des evangelischen Glaubens. Die Katholiken ihrerseits schlossen ein Bündnis mit Ferdinand, König von Ungarn und Bruder des Kaisers, also mit Oesterreich, dem Erbfeind der Eidgenossen. In Feldkirch wurde es vorbereitet, in Waldshut abgeschlossen. Auf beiden Seiten nahm man sich schon nicht mehr die Mühe, diese bundeswidrigen Allianzen geheim zu halten. Indes brachte der Bund der katholischen Orte mit Oesterreich das eidgenössische Blut der Reformierten doch noch in Wallung. Sie schickten Boten an jeden Ort besonders, von diesem ehrlosen, uneidgenössischen Bündnis abzumahnern. Die Boten wurden überall entschieden abgewiesen, da höfisch kalt, dort mit herbem, trozigem Wort. Im Hause des Landtschreibers zu Sarnen war ein Galgen gemalt, an dem die Wappen von Zürich, Bern, Basel und Straßburg hingen.

Der Krieg war innerlich in dem unheilbaren Zwiespalt der feindlich getrennten Bundesbrüder hinlänglich vorbereitet, als zwei äußere Anlässe ihn im Frühsommer 1529 zum Ausbruch brachten. Die Reise, den Landvogt über Baden und die freien Renter (links der Reuß) zu stellen, war an Unterwalden. Doch dieser Ort war fanatisch katholisch gesinnt und machte kein Hehl aus der Absicht, die Reformierten im Margau zu züchtigen. Nun hatten aber



eben neun Gemeinden des Freiamtes beschlossen, den neuen Glauben anzunehmen, im Vertrauen auf Zürichs Beistand, der ihnen auf alle Fälle verheißen war. Unterwalden war ohnedies den Zürchern nicht minder als den Bernern wegen ihrer Beihülfe bei der Haslitaler Empörung äußerst verhaßt. Kurz und gut, Zürich und Bern erklärten offen, sie werden das Aufreiten eines Unterwaldner Bogtes in Baden mit Gewalt hindern. Von drinnen aber kam der Bericht, die Unterwaldner seien entschlossen, ihr Recht mit den Waffen zu erzwingen.

Dazu kam nun Ende Mai die Aufsehen und Schrecken erregende Nachricht von Jakob Kaisers Feuertod. Kaiser, Pfarrer in der zürcherischen Gemeinde Schwerzenbach (oder Neftenbach) wurde, als er der Gemeinde Oberkirch im Gasterland, die evangelisch gesinnt war und ihn gerufen hatte, mehrmals zu predigen kam, von dem schwyzerischen Landvogt in Itznach (das Gaster war Untertanenland von Schwyz und Glarus) ergriffen, nach Schwyz geführt und, da er auf schwyzerischem Gebiete den neuen Glauben gepredigt, als Ketzer zum Feuertode verurteilt und verbrannt. Auf die energische Verwendung Zürichs erwiderte Schwyz höhnisch: „Wenn euch an dem Pfaffen so viel liegt, warum habt ihr ihn denn heraufgeschickt?“ Der unglückliche Geistliche war Vater mehrerer unerzogener Kinder; er konnte sich darum im Gedanken an sie einiger Tränen bei der Urteilsverkündung nicht enthalten. Doch starb er gefaßt und mutvoll im Anrufen Christi.

Jetzt war das Maß voll geworden, die Waffen mußten entscheiden.

## 10. Zwingli und der Krieg.

Die Hauptmacht der Zürcher zog am 9. Juni 1529 über den Albis nach Stappél, 4000 Mann stark mit dem Banner. Wider den Wunsch des Rates zog auch Zwingli

mit, eine Hellebarde führend. Heutzutage bleiben diejenigen, welche die Kriege angesponnen haben, wohlweislich zu Haus oder wenigstens hinter der Linie, und lassen die „getreuen lieben Untertanen“ sich auf die Köpfe schlagen. Zwingli, der brave Mann, wollte seinen eigenen Leib und sein Leben einsetzen für die Wahrheit des Evangeliums, die von ihm war ans Licht gebracht worden und die durch ihn zum Kriege geführt hatte. — Kleinere Abteilungen, die gleichzeitig zu Schutz und Trutz nach andern Seiten abgesendet worden, vereinigten sich bald mit dem Heere zu Rapperswil, zu dem auch noch 1200 Thurgauer und 300 St. Galler stießen; ein stattliches Heer, mit Geschütz und Proviant reichlich versehen und darum wohlgenut.

Die fünf Orte waren überrascht. Eilends rafften sie ihre Mannschaft zusammen und sammelten sich allmählig, von verschiedenen Seiten kommend, bei Baar im Zugerländchen, wo sie ein Lager bezogen. 2000 Walliser trafen frühzeitig bei ihnen ein.

Allein die übrigen Eidgenossen hielten den Kriegeausbruch für ein Unglück und suchten mit Aufbietung aller Kräfte zu vermitteln. Bern voraus, Zürichs Bundesgenosse, von diesem um Hülfe gemahnt, zeigte sich höchst unzufrieden über das Vorgehen der Zürcher und tadelte ihren voreiligen Kriegseifer. Sie ließen zwar schließlich 5000 Mann unter Sebastian von Diesbach in den Aargau bis Bremgarten vorrücken, aber, wie sie ausdrücklich bemerkten, nicht zum Angriff gegen die Katholischen, sondern um Gewalttat von beiden Seiten zu hindern.

Die Zürcher wollten eben über die Grenze gehen, als von Baar herauf der Landammann Nebli von Glarus Namens der Eidgenossen ihnen entgegenkam. „Der hat mit Tränen in den Augen die Herren von Zürich, so hoch er immer bitten mochte, um Gottes und ganzer Eidgenossenschaft willen, daß sie ihres tätlichen Zornehmens und Anzugs

still stehen wollend, bis daß er über wenig Stunden wieder zu ihnen kommen möge; denn er trostlicher Hoffnung sei, daß er mit Hülfe anderer, ehrlicher, biederer Leuten, die auch schon auf dem Wege zu scheiden seiend, mit Gottes Gnad' und Hülfs einen ehrlichen Frieden machen wolle, der zu Gutem der ganzen Eidgenossenschaft erschieße; darneben groß Blutvergießen vermeide und keine armen Wittwen und Waisen gemacht werdend, dazu dem heiligen Evangelio gelebt werde, das uns Friede, Liebe und Einigkeit lehre."

Die Ansichten der Zürcher Hauptleute waren geteilt. Doch schlug die treuherzige, vaterländische Rede des Glarners durch. Es wurde Halt gemacht. Damit war ja noch nichts vergeben, meinten sie. Freilich war etwas vergeben. Der Augenblick, der den Erfolg sichert, der Augenblick, der e i n m a l kommt und nicht wieder, der war verpaßt durch den Aufschub und damit vieles verloren. Das wußte der kalt und klug berechnende Politiker Zwingli wohl. Darum machte er aus seinem Unwillen über diese Kreuzung seiner Pläne kein Hehl, sondern sprach zu Mebli, den er von Glarus her wohl kannte, freischweg das Wort: „Gevatter Mann, du wirst Gott müssen Rechnung geben für diesen Frieden. Jetzt weil die Feinde im Sack und ungerüstet sind, geben sie gute Worte. Du glaubst ihnen und scheidest. Hernach, wenn sie gerüstet sind, werden sie unser nicht schonen; wer wird dann scheiden?“ Ein prophetisches Wort, das zwei Jahre hernach wieder bei Stappel blutig in Erfüllung ging.

Die Unterhandlungen wurden, während die Heere einander gegenüber lagerten, zwiefach geführt, im Räte der Tagsatzung zu Aarau und im Felde zwischen den Heeren und Führern. Letztere kamen überein, daß je die Hauptleute des einen Heeres vor dem andern erscheinen und öffentlich zu ihm reden sollten zur Abklärung und zur Verständigung. Schultheiß Hug von Luzern sprach weise und

maßvoll zu den Zürchern und verstärkte die Neigung zum Frieden. Der zürcherische Oberbefehlshaber Berger zeigte sich fast zu entgegenkommend, so daß er es mit Zwingli gründlich verdarb. Er bekam den Spitznamen „Hauptmann Gottsgüte“, und im zweiten Kappelerkrieg wurde ihm das Kommando nicht wieder anvertraut. Zu den Katholischen ins Lager bei Baar ritt Hans Escher mit etwa 50 Begleitern und redete zu ihnen Namens der Zürcher. Ungeduldig hörte das Kriegsvolk zu, die Unterwaldner grümmig. Als aber erst dem Ulrich Fumf, einem sehr eifrigen Reformfreund, ein hartes, hochmütiges Wort entfiel, gab es Auf-  
 lauf, und die Gesandtschaft folgte dem Räte, eilends umzu-  
 kehren.

Sonst war das Volk, wenn nicht das Feuer absicht-  
 lich geschürt wurde, noch friedlich gemüth und begriff  
 nicht, warum Krieg geführt werden müsse wegen dieser  
 Glaubensfragen. Das war auch die Gesinnung der beid-  
 seitigen Mannschaften bei Kappel. Die Vorwachen hat-  
 ten sich geeinigt, einander nicht zu schädigen; ein Teil  
 sah wohl den friedlichen Spielen des andern, dem Ringen  
 und Steinstoßen, zu. Und als eines Tages die Katholiken  
 wohl eine schöne Milch, aber kein Brot dazu hatten, die  
 Zürcher aber im umgekehrten Falle sich befanden, gingen  
 sie zusammen, stellten eine große Brenne genau auf die  
 Grenze, brockten das reformierte Brot in die katholische  
 Milch und aßen nun im Frieden die paritätische, berühmt  
 gewordene Kappeler Milchsuppe. Langte aber etwa einer  
 mit seinem Löffel nach einem fetten Brocken über die  
 Mitte der Brennen hinaus, so schlug ihn einer von der an-  
 dern Seite in heiterm Scherz auf die Finger und sagte:  
 „Ach du auf deinem Boden!“ Der Bürgermeister Jakob  
 Zimm von Straßburg, als Schiedsman Zeuge dieses  
 Austrittes, sagte verwundert: „Ihr Eidgenossen ist doch  
 wunderbarlich Lüt; by aller Zwontracht ist ihr eins und ver-  
 gesset der alten Fründschaft nit.“

Der Friede wurde abgeschlossen. Er war den Reformierten günstig, so gern ihn auch Zwingli noch mehr gejalzen hätte. Die Hauptbedingungen waren: Niemand soll in Glaubenssachen gezwungen werden, auch die fünf Orte nicht. In den gemeinen Herrschaften entscheiden die Kirchgemeinden durch Handmehr. Das Ferdinandische Bündnis soll aufgehoben und der Bundesbrief zerstört werden. Die fünf Orte bezahlen 2500 Kronen Kriegskosten. Die Kinder des Pfarrers Kaiser erhalten eine angemessene Entschädigung. Die Städte bitten die Orte, daß sie sich aller Fürsten und Herren, des Reislaufens, der Pensionen und Gaben gänzlich enthalten.

Mit diesem Abkommen war reformierterseits jedermann ziemlich zufrieden, nur Zwingli nicht. Er hatte so viel verlangt, wie er nach einer siegreichen Schlacht vielleicht hätte verlangen dürfen, nämlich, daß die fünf Orte Gottes Wort frei predigen lassen in ihren eigenen Ländern, daß sie die Pensionen feierlich abschwören für immer, daß die vornehmsten Pensionler und Austerler von fremdem Geld an Leib und Gut gestraft und so der Trotz der Führer gebrochen werde.

Daß er das nicht erreichte, darum (wie er glaubte) weil die Stappelschlacht im Jahr 1529 nicht geschlagen wurde, hat den Mann erschüttert, äußerlich in seiner allmächtigen Stellung als Staatslenker Zürichs, innerlich in seiner Freude und in seinem Mut. Er ist fortan bis zu seinem tragischen Ende nicht mehr derselbe Zwingli. Die Zügel liegen nicht mehr fest in seiner Hand; es fehlt die Sicherheit, die durchgreifende Kraft der Politik, die nicht mehr eines genialen Kopfes That ist. Verkehrte Maßregeln werden ergriffen, so ungeschickt, daß man in die Lage kommt, nunmehr den Streich vom Gegner abzuwarten, den man nicht hat führen wollen. Zwingli ahnt das Verhängnis von Anfang, und es kommt: die blutige Niederlage zwei Sommer später.



Hat Zwingli wirklich den Krieg gemacht? Und wenn ja, mit welchem Rechte oder Unrechte?

Bluntschli, der berufene Geschichtschreiber (Geschichte der Republik Zürich), der objektiv nach strengem Rechte, fast konservativ urteilt, faßt unsern Reformator als eine radikale, ja gewalttätige Natur auf, die zum guten Zweck kein Mittel verschmähte. Er nimmt an, Zwingli habe den Krieg mit Absicht hervorgerufen. Diese seine Absicht aber verurteilt er, schonend zwar, doch entschieden. Er sagt: „Nebli hatte nicht bloß dem Priester gegenüber Recht, indem er auf der Vermittlung beharrte und diese für Gott gefälliger erklärte als den Bürgerkrieg, sondern auch die politischen Interessen Zürichs konnten nicht besser gefördert werden, als durch einen Friedensschluß in diesem Momente. Was Zwingli wollte, vollständige Unterwerfung und Reformierung der innern Schweiz mit Gewalt, das war auch eine politische Unmöglichkeit. Und nicht, daß jetzt Frieden gemacht wurde, hat den späteren wirklichen Ausbruch des Bürgerkrieges und das Unglück von Kappel irgend verschuldet, sondern weit mehr der Mißbrauch der durch den Frieden erlangten Uebermacht von Seite Zürichs.“ Hottinger, der jenem ebenbürtige philosophische Biograph Zwingli's, voll Ehrfurcht gegen ihn, seinem Wesen und seiner Stellung in der Geschichte gerechter werdend, sagt: „Bern zeigte sich (bezüglich der Kriegsfrage) besonnener, ja eidgenössischer als Zürich. Aber es gibt Augenblicke im Völkerleben, wo auch Besonnenheit nicht mehr ausreicht, ein verwegenes Durchgreifen, selbst leidenschaftliche Anstrengung Bedürfnis wird. In solchen Fällen hat jeder an seine eigene Ueberzeugung zu appellieren. Seine Rechtfertigung liegt dann darin, daß er zuerst sich selbst dafür hingibt. Ueber der Leiche des edeln Opfers verstummt der Tadel der „Nachwelt.“ Und Mörkhofer meint (in seinem „Ulrich Zwingli“)

auch nicht Menschen, sondern der Wahrheit zu dienen, wenn er Zwingli rechtfertigt in seinem Tun. Er redet von Zwinglis „ruhiger Weisheit und großartiger Gesinnung“ in diesen Sachen und sagt: „Es ist nur ein scheinbar hartes, aber aus tiefer Erkenntnis der Sachlage abgenötigtes Wort, welches Zwingli an Mebli richtete.“

Wir schließen uns mit Entschiedenheit und Ueberzeugung der letzteren Anschauung an.

Zwingli hat den Krieg gewollt, aber nur um des Friedens willen. Er schreibt 1529 nach Bern, das zur Eubuld und zum Frieden mahnt: „Der Friede, für den gewisse Leute so sehr eintreten, ist Krieg, nicht Friede, und der Krieg, den ich erstrebe, ist Friede, nicht Krieg. Ich dürfte nach niemandes Blut, sondern trachte nur nach dem einen, daß der Oligarchie (dem Regiment weniger Geschlechter in den inneren Kantonen) der Nerv durchschnitten werde. Wenn dies nicht geschieht, so werden weder das Evangelium noch seine Diener bei uns sicher sein (H. Stähelin, Huldreich Zwingli).

Sollte er, der gegen die fremden Kriegsdienste so heftig geeifert, den Bürgerkrieg geschürt haben, wo er vermeidlich war? Aber er sah, daß der Krieg so wie so kommen werde, kommen müsse. Da ist er wieder der flare, nüchterne Toggenburger, qui ratione ducitur\*), das reine Gegenteil Luthers. Luther ist überzeugt, daß die Wahrheit kein Schwert brauche, sondern rein aus sich Welt und Teufel überwinde, daher er jeden Gedanken daran, das Evangelium mit dem Schwerte auszubreiten, ja nur zu verteidigen, mit Händen und Füßen abwehrt und dem Kurfürsten zum Dank dafür, daß er ihn beschützen will, unfeine Worte sagt. Riesengroß an Gottvertrauen, war er ein Kind an politischer Einsicht. Zwingli dagegen

\*) „Toggius ratione ducitur“, der Toggenburger läßt sich durch Vernunft leiten. Alter Spruch.

befah vermöge seiner umfassenden Bildung im allgemeinen so viel Geschichts- und Menschenkenntnis und im besondern so viel politischen Scharfblick in eidgenössischen Fragen, daß er von früh an erkannte, der Religionskrieg auch in der Eidgenossenschaft sei als Uebergangspunkt in eine neue Gestalt der Geschichte eine historische Notwendigkeit. Gewiß, das neue Prinzip der Gewissensfreiheit, das die Reformation aufbrachte, war im Grunde so revolutionär, daß die katholischen Kirchenstaaten des 16. Jahrhunderts, wofern sie noch Eisen hatten, kämpfen, kriegen mußten. In allen Ländern, großen und kleinen, zog die neue Lehre Sturm und Brand und Krieg nach sich, ja keine Stürme sind je gewaltiger, keine Kriege furchtbarer gewesen als die, welche der Glaubensstreit entzündete. War nun zu hoffen, daß einzig von allen Ländern der eidgenössische Bund so glücklich sein werde, den allgemeinen, ringsum wütenden Weltbrand vom eigenen Häuschen abzuwehren und die schwere Krisis ohne blutige Ereignisse zu überwinden? Nein, der Entscheid der Waffen war auch da notwendigerweise letzte Instanz. Und hätte man die ganze Frage als eine rein häusliche aufgefaßt und in guten Treuen den Grundsatz aufstellen wollen, jeder Stand halte es mit dem Glauben wie er wolle und beschwere deshalb keiner den andern, so hätten die Gemeinen Herrschaften dafür gesorgt, daß man an einander geriet.

Daß Zwingli den Krieg für wahrscheinlich hielt, schon bevor Zürich hoffen konnte, ihn mit Erfolg zu führen, zeigt der Umstand, daß jener zu einer Zeit, da Bern noch nicht übergetreten war, Zürich also noch einer erdrückenden Uebermacht gegenüberstand, bereits einen ausführlichen Kriegsplan abfaßte. Nun freilich, als Bern gewonnen und damit das Uebergewicht errungen war, änderte sich die Sachlage und Zwingli's Verhalten we-

sentlich. Hatte er früher den Krieg fürchten müssen, so mußte er ihn jetzt eher wünschen. Er hat ihn aber auch jetzt keineswegs willkürlich und ohne Not vom Zaun gerissen. Er ist ihm einfach fein Haar breit aus dem Wege gegangen, hat ihn festen Fußes erwartet, sich auf denselben wohl vorbereitet und gerüstet und nach dem Grundsatz, daß der Angreifer im Vorteil sei, lieber den Anfang machen und den Feind überraschen wollen zu gelegener Zeit, als zu ungelegener sich von ihm überraschen lassen. Ähnlich der Preußen-König Friedrich II. beim Beginn des siebenjährigen Krieges.

Die Frage wird noch in ein helleres Licht gestellt, wenn wir ihre politische Seite ins Auge fassen. Und sie ist wesentlich politisch. Hottinger sagt mit Recht: Die skappeler Kriege waren nicht eigentlich Religionskriege, sondern politische. Bluntschli sagt aber zu viel, wenn er behauptet, Zwingli habe die innere Schweiz vollständig unterwerfen wollen mit Gewalt. Er wollte, wie seine vorge schlagenen Friedensartikel deutlich beweisen, die innere Schweiz und die ganze Eidgenossenschaft befreien von der sittlichen Pest des Keislaufs und des Pensionnennemens und der niederträchtigen Seelenverkäuferei von Staates wegen; die wie ein unheilbarer Wurmfraß am Marke der Eidgenossenschaft zehrte, allen wahrhaft eidgenössischen Sinn vergiftete und jede wahrhaft nationale Politik unmöglich machte. Er wollte eine neue Eidgenossenschaft gründen, frei von diesen Krebschäden, einig und fest in sich, in welcher auch den Städteantonen das ihnen gebührende Uebergewicht in gemeineidgenössischen Fragen über die Länder gesichert wäre. Die kirchliche Reform, an sich notwendig und gut, sollte ihm für die innern Kantone zugleich auch ein Mittel werden zur Erreichung des andern, parallelen Zieles, der politischen oder sittlich-sozialen Reform; die eine erforderte notwendig die andern. Das war aber ein

ungeheures Unternehmen. Er, ein einzelner Priester, will Jahrhunderte alte Uebungen, in denen die öffentliche Meinung nicht bloß keine Schande, sondern eine Ehre, jedenfalls eine Befriedigung der Selbstsucht findet, die aber in Tat und Wahrheit das waren, für was Zwingli und anfänglich er allein, hoch über alle Andern ragend an Einsicht und Patriotismus, sie erkannt hatte, ein Unglück und ein Schandfleck fürs Vaterland — diese will er kühnen Muts mit der Wurzel ausreißen und austilgen und damit zugleich das öffentliche Leben in Religion und Staatsverfassung auf neue Grundlagen stellen. Ein solches Werk zu unternehmen, dazu bedurfte es freilich des heldenmütigen Kraftbewußtseins, des unbeugsamen Wahrheitsmutes, der eisernen Tatkraft eines Zwingli. Wie schwierig daselbe war, geht daraus hervor, daß Bern, als es reformiert wurde, die Pensionen gleichwohl noch beibehielt und daß die Abschaffung derselben den katholischen Orten im ersten Appelerfrieden nicht geboten, sondern nur empfohlen werden durfte. Daß dieses Werk, wie alle einmaligen, großen politischen Fortschritte, nicht gutwillig, sondern nur auf dem Wege der Gewalt vollendet werden konnte, ist einleuchtend. Wenn aber Bluntschli dem Zwingli, der mit der Hellebarde bei Stappel steht und schlagen will, den Priesterrock vorhält, so ist dazu einfach zu bemerken, daß der Reformator eben Geistlicher und Politiker zugleich war, ja er war damals tatsächlich der erste Staatslenker Zürichs. Aus dieser eigenthümlichen Stellung brauchte ihn aber ein Widerspruch der Pflichten keineswegs notwendig hervorzugehen. Denn, daß der Geistliche in jedem Fall für den Frieden sein müsse, steht im Gotteswort nirgends geschrieben, es sind mit Recht Vorbehalte gemacht. Wenn Zwingli glaubte, es sei dem Reiche Gottes und der Wahrheit zum Segen, wenn die Feinde eben damals geschlagen werden (und das glaubte er in guten Treuen), dann durfte und mußte er zum Kriege reden,



ob nun die Hellebarde zur Rutte paßte oder nicht. In seine politisch überragende Stellung aber, die ihm als solche zum Vorwurf gemacht werden könnte, hat er sich nicht wider Beruf und auch nicht wider den Willen seiner Mitbürger hineingedrängt, sondern sein hervorragendes politisches Talent hat ihn von selbst in diese Stellung gebracht.

Zwingli hatte Recht, daß er im Jahr 1529 bei Kappel schlagen wollte. Hätten die Reformierten die Katholiken in einem ersten Hauptschlage entscheidend besiegt (und das war möglich, wo nicht wahrscheinlich), so wären heute die äußern Kantone alle ganz reformiert, die innern aber paritätisch, d. h. der Katholizismus wäre politisch so gut wie machtlos geworden in der Schweiz, die spätern Religionskriege wären nicht verzeichnet in unserer Geschichte und der konfessionelle Gegensatz würde nicht so viele geistige und sittliche Kräfte binden, wie dies gegenwärtig der Fall ist. Wir wären mit einem Worte weiter als wir sind.

Wir wissen zwar wohl, daß es eine unfruchtbare und nutzlose Sache ist, hinter der Geschichte her mit „hätte“ und „wäre“ zu räsonieren. Es ist nun einmal gekommen, wie es gekommen ist, und so wird es haben sein müssen, und so wird es darum auch gut sein. Wir wollen nur sagen, Zwingli wußte, was er tat und um welch' hohen Preis er sein gewagtes Spiel spielte. Damit ist jedenfalls seine eidgenössische Politik nicht richtig gewürdigt, daß man sagt: „Er wollte die innern Kantone mit Gewalt unterwerfen; damit beging er eine politische Sünde, und für diese bekam er bei Kappel den Lohn.“ Jedermann wird eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen den Absichten der Kappeler Kriege und denjenigen des Sonderbundskrieges, sowie auch der Bundesrevision von 1874 anerkennen. So gut wie in den zwei genannten Fällen aus der Neuzeit die letzten Zwecke wahrhaft patriotische waren,

so gut waren sie es im ersten. Damit ist aber zugestanden, daß Zwingli vor bald vierhundert Jahren eine vaterländische Idee gehegt und daß er freischweg ein Ziel verfolgt hat, an dessen Erreichung wir noch heute arbeiten. — Die Berner und die Eidgenossen, die vermittelten, waren darum nicht minder von guten und eidgenössischen Absichten geleitet. Sie taten das Gute, das zunächst und in der Gegenwart lag; Zwingli aber hatte größere Gedanken; er wollte das tun, was in der Zukunft lag. Er hatte das Geschick, das sie alle haben, diese voranschreitenden Zugführer der Menschheit: die Mitwelt tötet sie und die Nachwelt baut ihnen Denkmäler.

Zwingli unterlag. War seine Absicht darum weniger gut? Großes gewollt zu haben, schafft Unsterblichkeit. Der Erfolg ist des Glückes Kind.

## II. Zwingli und Luther in Marburg.

Wenige Wochen nach dem ersten Rappeler Frieden finden wir unsern furchtlosen, unermüdlichen und zu allen Dingen geübten Gottesmann Zwingli fern vom Heimatlande auf dem Schlosse zu Marburg in Hessen im hohen Mittersaal inmitten einer vornehmen, gewählten Gesellschaft. Wieder muß er streiten für die Wahrheit; diesmal mit den gelehrten Waffen des Geistes. Sein Gegner ist kein geringerer als Dr. Martin Luther.

Zwingli und Luther waren einig darüber, daß die unbiblische und abergläubische katholische Lehre über Taufe und Abendmahl abzuschaffen und durch die wahre, einfache, christmäßige zu ersetzen sei. Aber eben darüber konnten sie sich leider nicht verständigen, was wir an den Sakramenten, voraus am Abendmahl, nach dem Zeugnisse der Schrift haben. Zwingli, der klare Denker, erkannte

rasch und mühlos das einzig Richtige: Brot und Wein sind Zeichen des Leibes und Blutes Jesu, die Niesung ist eine geistige, seelische, im Mahle ist uns die Hingebung Jesu bis in den Tod vorbildlich dargestellt. Luther, der den Sauerteig der katholischen Wunder-Religion nur halb ausgelegt, verlor um des Buchstabens willen in dieser Frage den Kompaß völlig, hielt an der Niesung des L e i b e s Christi fest und erklärte gewunden und künstlich: Brot und Wein wandeln sich zwar nicht im Abendmahl, aber Leib und Blut Christi versetzen sich wunderbarer Weise in sie hinein, so daß wir „in, mit und unter“ den sinnbildlichen Zeichen zugleich den eigentlichen und wahrhaftigen Leib des Herrn genießen.

Die beiden Reformatoren und ihr Anhang, deren Zusammengehen so dringend not tat, gerieten nun wegen dieser Unterscheidungslehre in ihren Schriften bald feindlich an einander; ja, es entbrannte der heftigste Streit. Zwingli blieb stets maßvoll und sprach sich auch in der Hitze des Kampfes nicht anders als achtungsvoll über Luther aus, indem er's ihm in edler Selbstüberwindung nachsah, wie jener ihn von oben herab behandelte. Ihn schmerzte es, daß man so dem gemeinsamen Feinde Ursache zum Triumphieren gab und daß wegen einer verhältnismäßig unwichtigen Einzelfrage die ganze Sache der Reformation in Gefahr kam, Schaden zu leiden. Dieser Schmerz klingt leise an in dem schönen Wort, das er zu Generalvikar Haber sprach, als dieser auf die Streitigkeit anspielte: „Luther und ich werden wohl eins werden, denn wir haben Einen Glauben an Christus.“ Luther dagegen zeigt sich in dieser Angelegenheit von seiner unvoretheilhaftesten Seite. Er legte von Anfang an einen entschiedenen Widerwillen gegen die Schweizer an den Tag, der sich allmählig bis zum unverjöhnlichen Haße steigerte. Seine etwas despotische Natur mochte keine selbständigen M e b e n gänger

leiden; er kannte, wie Napoleon I., nur gehorsame Diener unter sich und Feinde gegen sich. Republikanisches Wesen war ihm unverständlich, ja verdächtig der Neigung zur Anarchie. Die Vernunft, welcher Zwingli gerne ein Plätzchen im Sprechsaal der Theologie einräumen wollte, war ihm mindestens anrüchig, tätige Teilnahme an der Politik aber vollends ein Gräuel. Als nun erst der radikale Carlstadt, von Luther verfolgt und gehebt, in Zürich Aufnahme fand, da war Luther, ohne sich die Mühe einer unbefangenen Prüfung genommen zu haben, im Reinen: Zwingli und die Schweizer waren in seinen Augen Schwärmer und Stürmer, sieben Mal ärger als die Papisten, nach dem Wort Christi: „Es wird mit einem solchen Menschen hernach ärger als es zuvor war.“ „Solches Bekenntnis“, sagte er, „tue ich, auf daß ich vor Gott und der Welt entschuldigt sei, als der ich mit Zwinglis Lehre nicht theilhaftig bin noch sein will ewiglich!“ Weder die maßvolle Entgegnung Zwinglis, der ihn ruhig und schonend aufmerksam machte auf die Leidenschaftlichkeit, die aus ihm spreche und ihn verblende, noch das Zureden eigener Glaubensgenossen, die der Lehre des Schweizers Achtung zollten, half etwas. Luther blieb bei seinem unbelehrbaren Starrsinn gegen die heillosen „Sakramentierer“, wie er sie schalt. „Ein Teil muß des Teufels sein“, sagte er, „da ist kein Mittelweg.“ „Du sprichst, lieber Luther“, erwiderte Zwingli sanftmütig, „der Teufel habe uns beissen; nun wohl! wir müssen's eben fröhlich tragen und dem rechten Richter empfehlen!“

Daß die Sachen so standen, tat allen Freunden der Wahrheit herzlich weh, vor allem aus dem tatkräftigsten aller fürstlichen Freunde und Beschützer des Evangeliums, dem Landgrafen Philipp von Hessen. Er beschloß, eine persönliche Zusammenkunft der beiden Reformatoren und ihrer hervorragendsten Anhänger zu veranstalten, um wo

möglich eine Einigung herbeizuführen und das Unheil einer bleibenden Spaltung unter den Protestanten abzuwehren.

Man hat ihn darum getadelst, den guten Landgrafen, daß er glaubte, auch die Theologen können je Frieden schließen. Wohl ihm! Der junge Fürst war damals 25 Jahre alt. Wer schon in diesem Alter an der Menschheit verzweifelt, der richtet nicht die Menschheit, sondern sich selbst, er ist unglücklich sein Leben lang und verdient auch nicht, glücklich zu sein.

— — — — —  
Was uns die Zuberficht kann rauben,  
Zerstört des Herzens Glück.

Ihr Tage, wo wir klüger werden,  
Wie schwül ist euer Mittagslicht!  
Wo die Erfahrung warnend spricht:  
Vollkomm'nes weilet nichts auf Erden,  
Was blühet, währet nicht!

Wohl dann dem liebenden Gemüte,  
Das sein Vertrauen rein bewahrt,  
Und, sein Gefühl sei noch so zart,  
Nie zweifelt an des Edeln Güte,  
Noch an der Menschen Art. (Salis.)

Zwingli nahm den Gedanken mit Freudigkeit auf. Die Wittenberger aber widerstrebten. Sie ahnten den Ausgang voraus. Ihre Beweisgründe waren der starre Buchstabe und der stolze Eigenville. Die ewige Wahrheit aber steht höher als sie beide. Luther wäre froh gewesen, wenn sein Landesherr, der Kurfürst von Sachsen, ihm die Teilnahme geradezu unterjagt hätte. Als aber dieser ihn gegen-  
teils auch an seinem Orte dazu aufforderte, willigte er endlich notgedrungen ein. Mergerlich schrieb er an einen Freund: „Wir sind durch die Böswilligkeit (!) des Landgrafen gezwungen worden. Der Jüngling von Hessen ist unruhig und trägt sich mit hohen Gedanken.“



Zwingli verließ Ende August die Stadt Zürich heimlich, von einem einzigen Freunde begleitet. Er fürchtete, wenn er den Rat anfrage, so werde ihm die Bewilligung zu der weiten und gefährlichen Reise versagt. Erst als er unterwegs war, richtete er ein Entschuldigungsschreiben an seine Obern zu Hause. Er reiste (zu Pferde) über Basel und Straßburg. Von ersterem Orte nahm er den Dekolampad, von letzterem, wo er länger weilte, den Bürgermeister Sturm, Bucer und Hedio mit sich. Auf geheimen Wegen, durch Wälder, Berg und Thal gelangten sie in's Hessische. In der Grenze wurden sie von einer Ehrengesellschaft von vierzig Reitern empfangen, die sie am 29. Herbstmonat 1529 wohlbehalten nach Marburg brachte. Auf's freundlichste hieß sie der Fürst willkommen. Am Tage darauf langte Luther an mit Melanchthon, Jonas und Bugenhagen; andere angesehenen weltliche und geistliche Herren kamen hinzu; im ganzen waren es um die fünfzig. Luther hatte die Stirn, zu verlangen, daß als unparteiische Zeugen auch etliche Papisten zugezogen werden. Das ließ man nun freilich bleiben; man schämte sich nur schon des Begehrens.

Erst wurden nun Luther und Dekolampad einerseits, Zwingli und Melanchthon anderseits einander im Streitgespräch gegenübergestellt, je ein Harter und ein Milder, gleichsam um den Zusammenstoß der beiden Parteien, der Hauptgegner, durch vorläufigen Austausch der Ansichten vorzubereiten und damit zu mildern. Wurde auch keine Uebereinstimmung erzielt, so trat man sich doch menschlich näher. Es wurde freundlich disputiert. Zwingli zerstreute leicht den Verdacht der Gegner, daß er in mehreren Grundlehren irre. Er bekannte sich frei zu den rechtgläubigen altprotestantischen Hauptglaubenssätzen.

Das Hauptgespräch wurde Samstag den 2. Oktober, morgens 6 Uhr, im großen Rittersaale des Schlosses er-

öffnet. Unmittelbar vor der Stelle, wo der Landgraf mit dem Hofe sich niederließ, stand ein Tisch, an welchem Luther und Zwingli, Desolampad und Melanchthon sich gegenüber saßen. Im Kreise die hohe Versammlung. Der heftige Kanzler, Joh. Rege, ermahnte zum Eingang die Gottesgelehrten mit freundlichen Worten zur Versöhnlichkeit, indem er darauf hinwies, wie die Uneinigkeit unter den Evangelischen nur den Päpstlichen Vorteil und Freude schaffe. **L u t h e r** schrieb vor sich auf den Tisch mit Kreide die Worte: „Dies ist mein Leib.“ Dann begann er die Unterredung mit der Erklärung, daß er bei den Buchstaben dieser Worte bleibe. So nun seine Gegner etwas wider die Wahrheit dieser Worte vorzubringen meinten, das wolle er hören und widerlegen. **D e s o l a m p a d** setzte nun auseinander, wie dies eine figürliche, nicht buchstäblich zu verstehende Rede Christi sei, was deutlich aus dem Evang. Joh. Kap. 6 erhelle. **L u t h e r** hat wider den figürlichen Sinn nichts, behauptet aber, der geistige Genuß schließe den leiblichen nicht aus. In einem glühenden Eisen sei auch Feuer und Eisen bei und ineinander. **D e s o l a m p a d**: Wenn der geistige Genuß, wie Luther zugestehe, da sei, wozu denn das leibliche Essen noch nütze? **L u t h e r**: „Ich frage nicht, was leiblich Essen nütze, sondern ob etwas geschrieben sei. Es ist genug, daß Gott (d. h. Christus) etwas gesagt hat, so muß man es tun. Wenn Gott mich hieße Mist essen, so täte ich es.“ Nun kam auch **Z w i n g l i**. Er verwies Luthern, daß er von Anfang erklärt, von seiner Meinung keinesfalls weichen zu wollen. Damit verschließe er allem Bericht aus Gottes Wort die Türe. Man müsse die Schrift mit der Schrift erläutern. Joh. 6 sei aber entschieden gegen leibliche Nieszung. **L u t h e r**: Es heißt nun einmal: „Dies ist mein Leib“ und nicht: „Dies bedeutet z.“ Spricht Gott: „Es ist“, so muß es so sein und man muß nicht fragen warum.

Heißt mich Gott Holzapfel essen, so frage ich nicht warum. Geistlich wird Christus im Wort Gottes genossen. Im Nachtmahl hat der Herr zur geistlichen Nahrung die leibliche getan. Der Mund empfängt den Leib, die Seele glaubt den Worten Christi. Zwingli: Eure Exempel sind nicht sonderlich fein. Gott heißt uns weder Mist essen noch Holzapfel. Viele Zeugnisse der Schrift beweisen, daß das Wort „ist“ oftmals das Zeichen und nicht die Sache bedeutet. So sagt Christus auch: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Aehren (Schoffe)“, wo doch niemand behaupten wird, Christus sei wirklich ein Weinstock gewesen. Luther: Ihr kommt mir mit Deuteleien, die nicht hieher dienen. Man muß nicht disputieren, sondern sich mit dem begnügen, was Christus sagt. Da steht aber mit lautern dürrn Worten: „Das ist mein Leib.“ Dawider kann der Teufel nicht. Darum gebet Gott die Ehre! Zwingli: Dazu ermahnen wir auch euch, daß ihr Gott die Ehre gebet und nicht stets, was ihr beweisen sollt (die buchstäbliche Bedeutung des „ist“) als bewiesen voraussetzet. Wir lassen nicht von Joh. 6, wo man eine klare Erläuterung vom wahren Essen des Leibes Christi hat. Ihr werdet mir noch anders singen müssen, Herr Doktor. Luther: Ihr redet häßlig. Zwingli: Ich frage euch, Herr Doktor, ob nicht Christus Joh. 6 den Unwissenden auf ihre Frage habe Bericht geben wollen? Luther: Herr Zwingel, ihr wollt's überböldern; das Ort Joh. 6 dient gar nicht hieher. Zwingli: Nein, nein, Herr Doktor, das Ort bricht euch den Hals. Luther (zornig): Müht euch nicht zu sehr! Ihr seid in Hessen und nicht in der Schweiz. Man bricht hie nicht also die Hälse. Sparet die stolzen und trostigen Worte, bis ihr heim zu euern Schweizern kommt. Sonst wüßte ich euch auch über die Schnauze zu fahren, daß es euch gereuen würde. Zwingli: In Schweizerlande hält man auch gut Gericht und Recht

und bricht man niemand wider Recht die Hälse. Es ist aber eine Landesart, bei uns also zu reden, wenn wir verstehen, einer habe eine verlorene Sache. Der Landgraf beschwichtigte Luther vollends und ermahnte ihn, er solle diese Redensart (die Luther selbst gegen Carlstadt gebraucht hatte) nicht zu hoch aufnehmen.

Damit schloß das Gespräch für den Vormittag. Dasselbe spann sich hart und mühselig fort bis zum dritten Tag. Hatte Luther etwas zugegeben, so ließ er's nachher wieder nicht gelten. Als die Schweizer sehr sorgfältig die Beweise erbracht hatten, daß die Kirchenväter für sie sprechen, gab Luther zu, daß Augustinus und Iulgentius auf ihrer Seite seien, die übrigen Lehrer aber alle auf der seinigen. Ersucht, eine einzige Stelle zu nennen, die für ihn spreche, sprang er einfach ab und war im Stande zu antworten: „Ich nenne keine und frage überhaupt nicht, was die Kirchenväter davon sagen. Wir haben genug an dem Worte des Herrn: „Dies ist mein Leib.“ Dieses simple Kunststück wiederholte er mehrmals, bis die langmütigen Schweizer es endlich satt hatten, vergebliche Worte zu machen. Luther benahm sich von Anfang bis zu Ende als der rechthabende und gebietende Theil und trug einen solchen anmaßlichen Hochmut und Eigensinn zur Schau, daß seine eigenen Freunde fanden, das sei zu viel, und der Landgraf sich an ihm ärgerte. Als der Stanzler nochmals eine Einigung dringend empfahl, sagte Luther: „Ich weiß kein ander Mittel, als daß sie glauben wie wir.“ Und da die Gegner das nicht wollten und nicht konnten, schloß Luther: „So wollen wir euch fahren lassen und euch gerechten Gerichte Gottes befehlen.“ Darauf Dekolampad: „Und wir wollen euch fahren lassen.“ Zwingli, dem die ganze Tragweite des unheilvollen Zwiespaltes vor Augen stand, schwieg. Er war zu heftig erschüttert, als daß er ein Wort hätte sagen können; ihm gingen, wie es jedermann sah, die Augen über. Mit Mühe

kam so viel zu Stande, daß beide Teile wenigstens ein gemeinsames Bekenntnis von 15 Artikeln unterschrieben und sich versprachen, nicht mehr in Büchern einander öffentlich zu befehden. Diese einzigen Erfolge sind Zwingli zu danken, der nicht beleidigt und gekränkt von dannen ritt nach solcher Behandlung, wie mancher getan hätte, sondern in wahrhaft großartiger Selbstüberwindung und Langmut noch rettete, was zu retten war. — Mit tränendem Auge trat er, bevor man auseinander ging, nochmals vor Luther hin und sprach: „Es gibt fürwahr keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber eins sein möchte, als mit den Wittenbergern.“ Aber Luther stieß die Bruderhand zurück mit den Worten: „Ihr habt einen andern Geist. Es wundert mich, daß ihr mich, dessen Lehre ihr für falsch haltet, doch für einen Bruder anerkennen wollt. Ihr müßt selbst nicht viel auf eurer Lehre halten.“ Soviel willigte er ein, die Liebe, die man dem Feinde schuldig sei, auch seinen Gegnern zu gewähren.

Zwingli erwarb sich in Marburg die Hochachtung und Liebe des edeln Landgrafen. Er schied mit dem Bewußtsein, rein gehandelt zu haben vor Gott, und dem Geiste der Liebe treu geblieben zu sein. Luther schrieb an seine Freunde in grausamer Schadenfreude, wie er den Schweizern Bruderhand und Brudername verweigert und wie er sie damit gekränkt habe. Immerhin ging er mit trübem Geiste von Marburg fort und soll nach vielen Jahren eingestanden haben, „daß in der Sache vom Abendmahl zu viel geschehen sei.“

Luther ist nie kleiner und Zwingli vielleicht nie größer gewesen, als auf dem Landgrafenjochse zu Marburg.

## 12. Sonnenuntergang.

In Marburg fanden zwischen dem Landgrafen und Zwingli auch Besprechungen politischer Natur statt. Die Lage der jungen evangelischen Kirche im Reiche gab Anlaß



dazu. Der Ausgang des Reichstages zu Speier (Frühjahr 1529), wo der Reformation Stillstand befohlen ward, war geeignet, Befürchtungen zu erwecken.kehrte erst der Kaiser, der bigotte, schweisgama, aus Italien zurück, so war wenig Gutes zu erwarten. Luther predigte freilich an einem fort: „Lasset die Feinde machen, rühret euch nicht. Leidet euch, Christus mußte auch leiden. Nicht euer Arm, Gott selbst muß die Kirche schützen!“ Doch das war nicht der Standpunkt, auf dem der Landgraf und Zwingli standen. Sie hielten Selbsterhaltung für Pflicht, Abwehr ungerechter Angriffe für erlaubt und geboten. Da aber gegen den Kaiser nur eine starke Macht Aussicht auf Erfolg haben konnte und darum vor allem aus Einigung Not tat, so faßten sie den Gedanken an eine umfassende europäische Verbindung aller Evangelischen, ja aller derjenigen, die irgendwie die Gegner des Habsburgers waren und an der Minderung seiner überwiegenden Macht ein Interesse hatten. Der kleine Anfang eines solchen Bündnisses war gemacht im christlichen Bürgerrecht der evangelischen Städte. Dieses sollte nun überallhin großartig erweitert, neue Städte und Länder ihm gewonnen werden. Der Plan schien gut, die Rollen wurden verteilt.

Doch wenige von diesen kühnen Hoffnungen gingen in Erfüllung, vieles mißlang. Dem Bunde trat Straßburg bei. Doch schon gegen die Zulassung des fernen Landgrafen selbst machte das besonnene Bern mit seiner nüchternen eidgenössischen Hausmannspolitik Einwendungen. Es trat mit Basel und Zürich in gesondertes BURGrecht. Vom Kurfürsten von Sachsen sah man ab, wohl darum, weil er, von Natur ängstlich und direkt unter Luthers Einfluß stehend, wie dieser, der Politik des passiven Widerstandes huldigte. Dafür wurden die Nebe in die Weite geworfen. Mit der Republik Venedig und mit Frankreich suchte Zwingli Verbindung, erstere auf des Landgrafen Anregung, letztere, weil Frank-

reich selbst, seit die innere Schweiz sich auf Oesterreich stützte, den evangelischen Eidgenossen die Hand wieder zu bieten kam; freilich in s e i n e m Sinne, bloß um Kriegsvolk zu willen, wie ehemals. — Bei diesen weit angelegten heißen Unternehmungen ging Zwingli's diplomatische Kunst vollständig in die Brüche. Und das kann uns nicht verwundern. Dieselben waren zu unnatürlich, Beweggründe und Endziele auf beiden Seiten zu ungleichartig und widersprechend. Zwingli hatte keinen andern Zweck als die Ehre Gottes in Erhaltung und Wahrung des Evangeliums. Die beiden Staaten aber schienen doch weniger darum geeignet, ins Interesse gezogen zu werden, weil vereinzelter Spuren evangelischer Gesinnung Hoffnung erweckten, als weil sie politisch des Kaisers Feinde waren. Das ging nicht zusammen. Venedig behandelte Zürich's Abgesandten, Rudolf Kollin, achtungsvoll, lehnte indeß so entschieden als höflich ab. Frankreich's Gesandte, die in Freiburg residierten, antworteten auf Zwingli's Schreiben, worin dieser nach mehrfacher Aufforderung endlich seine letzten Absichten offen und ehrlich darlegte, nicht ohne Ironie, daß sie ihn leider trotz seines schönen Lateins ganz und gar nicht verstanden. Ihnen lag am Degen der Schweizer viel, am lautern Wort Gottes dagegen sehr wenig.

Daß Zwingli, der konsequente Bekämpfer fremder Bündnisse, durch solche Schritte mit sich selbst in Widerspruch geraten sei (Bluntschli), ist unrichtig. Das Blut der eigenen Söhne um schnödes Geld dem Ausland verkaufen und eine Allianz suchen zum Schutze religiöser Wahrheit und Freiheit, ist zweierlei. Man darf das eine lassen, beziehungsweise bekämpfen, und das andere thun.

Die Absicht war gut, der Gedanke groß; eben nur zu groß, um ausführbar zu sein. Darum darf man, wenn der sonst so einsichtige und weiserfahrene Zwingli hier auch einmal in einer wohlüberlegten Sache fehl ging, indem er sich

zu Schweres zutraute, solches bei dem ebenso bescheidenen als verständigen Manne weder Selbstüberschätzung noch Abenteuerpolitik heißen. Er verdient auch keinen vornehmen und naseweisen Spott von solchen, die nicht den hundertsten Teil dessen zu tun imstande wären, was er getan; so wenig als ein Garibaldi, weil der Brave mit einer Hand voll Krieger einer niedergeworfenen Republik gegen einen mächtigen, siegreichen Feind zu Hülfe zog (1870). Gewöhnliche Menschen rechnen freilich zuerst; sie sind in ihrer Eitelkeit und Kleinheit bei allem, was sie tun, zum voraus um den eigenen Ruf vor den Menschen, um das Urteil der Leute, das dem Erfolg nachläuft, besorgt. Menschen aber, die ihr Leben an ein Ideal setzen, vergessen, weil sie selber groß und gut sind, die Erbärmlichkeit der Welt, übersehen im Hochflug ihrer Gedanken die Beschränktheit der Mittel, die Unzulänglichkeit der Wege, sie sind trunken vom Ziele, sie glauben an Wunder, sie wagen kühn das Unmögliche. An sich selber denken sie nicht. Die Welt belächelt sie, nennt sie Toren. Die Geschichte aber windet ihnen ehrfurchtsvoll den Lorbeerkranz, als den Edelsten unseres Geschlechtes, den Kindern des Lichtes, den Siegelbewahrern der Menschheit.

Im folgenden Jahre rechtfertigte der Reichstag zu Augsburg vollständig Zwinglis Befürchtungen. Die Protestanten wurden als Sekte behandelt und der Vollzug der Reichsacht ihnen angedroht. Bestürzt traten die evangelischen Stände lutherischer Konfession zum schmalkaldischen Bunde zusammen (Dezember 1530). Dieses Bündnis hätte nun besser als das christliche Bürgerrecht mit der Zeit Zwinglis Absichten erfüllen können, aber da trat wieder konfessionelle Beschränktheit hindernd in den Weg. Luther eiferte aufs Höchste gegen die Aufnahme der „Schwärmer und Sakramentierer.“ Daß der „Leib Christi“ und der Trozkopf Luthers triumphierten, war wichtiger, als daß

durch weise Vereinigung der Teile zum Ganzen die Reformation an Macht und Ausdehnung gewann. Selbst die oberdeutschen Städte Straßburg, Konstanz, Lindau u. d. G., die im Abendmahl mehr Zwingli folgten, mußten, was Bucers zweifelhaftes Verdienst ausmacht, sich zu bedeutenden Konzessionen verstehen, bevor sie angenommen wurden. Und als nun auch den Schweizern die Möglichkeit eröffnet wurde, auf demselben Wege nachzufolgen, da gingen Zwingli und die Berner einig, daß der Preis, von der Ueberzeugung zu weichen, zu teuer sei; sie blieben draußen.

So erfolglos diese Vereinigungsbestrebungen Zwinglis auch waren, sie zeigen uns den großen und freien Mann, der, größer und freier als seine Zeitgenossen, über die Marksteine der Länder und Konfessionen hinwegsehend, das Sprichwort zur Wahrheit machen will: „Eintracht macht stark.“

Mit um so größerem Nachdrucke suchte unser Reformator zu Hause die günstige Stunde zu benutzen und die Vortheile geschickt und rücksichtslos auszubenten, welche der Kappeler Friede an die Hand gab. Der Hauptpunkt indessen, an dem ihm am meisten lag, war streitig. Die Bestimmung, daß in Sachen des Glaubens niemand gezwungen werden solle, „auch die fünf Orte nicht“, wurde von den letztern so ausgelegt, daß den *Negieren* niemand etwas einzureden habe, wenn sie in ihren Gebieten nur den katholischen Glauben dulden wollen. Sie verfolgten und vertrieben auch tatsächlich die evangelisch Gesinnten bei ihnen. Die Zürcher aber behaupteten, der Artikel sei von den dortigen *Untertanen* zu verstehen: jedermann solle Freiheit haben, auch den neuen Glauben anzunehmen. Sie sahen eine Verletzung des Friedens in jenen Gewaltthaten. Ob die Zürcher dabei wirklich im Unrecht waren, wie allgemein scheint angenommen zu werden, steht dahin. — Klar war der andere Artikel, daß in den gemeinen Herrschaften in

Glaubenssachen nicht das Mehr der regierenden Stände, sondern das der Kirchgemeinden gelten sollte. Mit dieser Bestimmung übte nun Zürich einen beherrschenden Einfluß aus. Im Margau, im Thurgau, im St. Gallischen und im Rheintal machte die Reformation reißende Fortschritte. In Bremgarten, Mellingen, Rapperswil, Wyl u. wurde die evangelische Partei Meister. Die Katholiken verloren mit jedem Tag an Boden. Die fünf Orte knirschten in ohnmächtiger Wut. Sie klagten laut, daß sie rechtlos gemacht seien, und daß Untertanen sich ungestraft wider sie empören durften. — Gereizt wurden sie vor allem durch die Art, wie Zürich gegenüber der Abtei St. Gallen als Schirmort fortwährend mehr von seiner Macht als vom strengen Recht Gebrauch machte. Die katholischen Mitschirmorte schob es auf die Seite und verweigerte dem neuen Abte Kilian beharrlich die Anerkennung. Ja, als dieser unversehens starb, liquidirte Zürich das Kloster, verkaufte die Liegenschaften an St. Gallen und ließ das Toggenburg sich loskaufen. Doch alles im eigenen Interesse. Im allmählig und klug erworbenen Einverständnis der Gotteshausleute beabsichtigte es, das Land von sich aus durch einen ständigen Landeshauptmann zu verwalten.

Wurden die Katholiken durch ein solches Auftreten schwer gekränkt, so blieben sie auch ihrerseits wieder, abgesehen von der berührten Hauptdifferenz, die Erfüllung mancher Friedensartikel schuldig. Von einer Bezahlung der Kriegsschuld oder einer Entschädigung an Kaisers Hinterlassene, war keine Rede. Den Doktor Murner in Luzern, der durch seine giftgeschwollenen Schmähschriften drinnen am meisten Haß gegen das Evangelium gesäet und den sie darum vor Schiedsgericht stellen sollten, ließen sie laufen. Lästerreden gegen die Reformierten, schamlose, wurden neuerdings und heftiger als je gehört, ohne daß sie ernstlich bestraft wurden. Den (meist evangelischen) Bündnern ver-



weigerten sie nach den Bündnen schuldigen Zuzug gegen den Herrn von Muffo, der ins Beltlin und Alevien eingefallen war. Mit Recht warfen ihnen die Reformierten Vertragsbruch vor, sie desgleichen jenen. Die Erbitterung wuchs; schon war sie in hohem Grade in die Massen des Volkes gedrungen. Sicherer Krieg stand wieder in Aussicht.

Den wollten nun gerade auch die Zürcher. Sie trugen auf den Städtetagen seit dem Frühjahr 1531 offen und entschieden auf Krieg an. Unermüdlich suchten sie die Notwendigkeit eines raschen Schlages darzutun. Der Friedensbruch, der unbeugsame Trotz der fünf Orte rechtfertige, der Vorteil fordere ihn. Zwingli hoffte damit seinen Endzweck, Reformation und politische Neugestaltung der ganzen Eidgenossenschaft, völlig zu erreichen. Die äußern Kantone waren bereits evangelisch, die gemeinen Herrschaften im Begriff, es zu werden. Es fehlten nur noch die fünf Länder; nicht weil das Volk daselbst dem Bessern widerstrebte, so glaubte Zwingli, sondern weil die „Pensioner“ und „Stro-nen-fresser“ nichts neues wollten und die Neigung zum Evangelium gewaltjam unterdrückten. Diesen mußte die Reform durch einen siegreichen Krieg aufgedrungen werden. Am Siege zweifelte Zwingli nicht, die Reformierten waren an Streitmacht weit überlegen. Dazu hoffte er von einer glücklichen Wendung in der Schweiz eine günstige Rückwirkung auf die Protestanten im Reiche draußen.

Aber auf den Tagen war außer Zürich niemand kriegslustig. Vor allen andern war es wieder Bern, das bestimmt erklärte, in keinem Fall zu einem Angriffskrieg Hand zu bieten. Krieg zwischen den Eidgenossen sei ein Unglück, und notwendig sei er keineswegs, wenn Zürich verträglich sein wolle. Man solle sich hüten, den schlafenden Löwen (den Kaiser) zu reizen. Als Zürichs Ungefüg nicht nachließ, erklärten sich endlich auf dem Tage zu Narau im Mai 1531 die andern Städte bereit, als ein milderes

Zwangsmittel gegen die Länder die Getreidesperre anzuwenden. Die Zürcher Abgesandten verwarfen diesen Ausweg und erklärten, daß sie lieber den Krieg allein aufnehmen werden. Als aber Bern drohte, in solchem Fall gegen Zürich mahnen zu wollen, fügten sich die Zürcher widerwillig. So wurde denn Getreidesperre erkannt.

Als dieser Beschluß in der Stadt bekannt wurde, war alles mit demselben höchst unzufrieden. Es war in der That eine halbe Maßregel, die unglücklichste von allen. Gehässig wie keine andere, wie selbst der Krieg nicht, ungerecht, weil auch Unschuldige, Weiber und Kinder darunter leiden mußten, konnte sie höchstens die Länder in Wut bringen, den Zweck aber, dieselben für das Evangelium zu gewinnen, konnte sie nie erreichen. Zwingli selbst predigte auf der Kanzel dagegen. „Wer einmal fest genug ist, dem andern zu sagen, er müsse zu Boden, der muß dem Worte die Faust unmittelbar folgen lassen. Schlägt er nicht, so wird er geschlagen. Als Uebelthätern entzieht ihr den fünf Orten die Lebensmittel, und scheut euch, den Streich folgen zu lassen. Statt dessen laßt ihr lieber die Unschuldigen hungern und bleibt stille sitzen. Damit nötigt ihr sie, damit sie leben können, euch zu schlagen.“

Wie richtig diese Anschauung war, zeigte die Folge. Nochmals wurde von den Gesandten Frankreichs und den vermittelnden Orten in Bremgarten eine Verständigung zu erzielen gesucht, doch ohne Erfolg. Die fünf Orte verlangten allem weitern vorgängig Beseitigung der Sperre, die Städte wollten sie nur unter der Bedingung gewähren, daß die Lasterer bestraft und das Evangelium freigegeben werde. Ein Friede war unmöglich, bevor einmal das Schwert gesprochen. Ingrimm, Furcht und Schrecken herrschten im Schweizerland. Die Schwüle vor dem losbrechenden Gewitter lag in der Luft.

In Zürich selbst war die Stimmung gedrückt, unheimlich. Viele waren überhaupt gegen den Krieg. Andere fingen an, ernstlich für den Ausgang zu fürchten. Dritte hätten einen entschlossenen Schlag heute oder morgen frisch gewagt, so aber war man zum hangen Abwarten des Verhängnisses mit gebundenen Händen verurtheilt. Manche hatten auch Mitgefühl mit dem Volk in den katholischen Kantonen, das des Brotes entbehrte. Wozu solche Härte, solche Unmenschlichkeit? hieß es. Diese Stimmung wurde von Zwingli's Gegnern (und deren gab es immer noch reichlich) geschickt gegen ihn benutzt. An allem Unheil sei er schuld, sagten sie. Ob es recht sei, daß wegen eines Einzigen Blut fließen müsse? Auch in die Ratssäle drang dieser Geist. Zwingli's Ansehen und Stellung wankte. Das ertrug er nicht. Er hatte es auch nicht verdient. Daß Zürich in der Sackgasse war, nicht vorwärts und nicht rückwärts konnte, war nicht seine Schuld, sondern gerade die Folge davon, daß man getan, was er nicht gewollt. Entschlossen trat er am 26. Juli vor den Großen Rat, erinnerte in gehobener Rede an das, was er seit elf Jahren für Zürich getan und wie er allezeit die wahre Größe der Stadt im Auge gehabt. Wenn er jetzt dem Wohle derselben irgendwie im Wege stehe und ihr Vertrauen nicht mehr besitze, so wolle er von Stund an seine Aemter niederlegen und Zürich verlassen, damit dieses frei wähle, was ihm gut dünke; lieber als ferner die Verantwortung für alles tragen, da doch sein Rat nicht befolgt werde. Natürlich, daß die Behörde ihn aufrichtig und herzlich zu bleiben ersuchte, da Zürich, zumal jetzt, seinen Zwingli nicht entbehren konnte, noch wollte. Er trat wieder vor die Versammlung und erklärte, sofern die Stadt gesonnen sei, seiner Führung zu folgen, bei ihnen zu bleiben und ihnen seine Kräfte zu weihen bis an seinen Tod. Schön sagt Bluntschli: „Dieser Tag war die Blut der Abendröthe in seinem Leben. Bald nachher ging seine Sonne unter hinter den Bergen.“

Zwingli hatte in dieser Zeit düstere Ahnungen des schweren Unglücks, das bevorstand, und seines eigenen Todes. Einmal stand er nachts mit dem Abte Müller von Wettingen auf dem Kirchhofe beim Grossmünster. Ein Komet mit feurigem Schweife stand am Sternenhimmel. „Was bedeutet dieser Komet?“ fragte der Abt. „Mich und manchen Chrennmann wird es kosten“, antwortete Zwingli, „und wird die Wahrheit und die Kirche Not leiden. Doch werdet ihr von Christus nicht verlassen werden.“ Und ein ander Mal, als er nach Bremgarten gegangen war, um nochmals die Berner Gesandten zu sprechen, und Bullinger ihn auf dem Rückweg eine Strecke begleitete, da segnete er ihn beim Abschied und sprach unter Tränen zu ihm: „Mein lieber Heinrich, Gott bewahre dich! Bleibe treu dem Herrn Christo und seiner Kirche!“

Ein letzter Ausöhnungsversuch zu Narau am 23. September scheiterte. Zürich anerkant wiederum die Sperre aufzuheben, wenn die Länder den evangelisch Gesinnten bei ihnen Tuldung gewähren. Diese schlugen es rund ab. Selbst die Berner wurden diesmal warm über solchen unbeugsamen Troß.

Am 9. Oktober hielten die fünf Orte Tag zu Brunnen. Nach Verlesung der Bundesurkunden ward die Rechtsfrage den Gesandten vorgelegt, ob der Krieg gerechtfertigt sei vor Gott und den Menschen. Einstimmig urteilten diese auf ihren Eid bejahend.

Der Krieg war da. Und diesmal schied niemand.

### 13. Die Schlacht bei Kappel. Zwinglis Ende.

Gleich am Tage, wo der Krieg beschlossen wurde, Montags, den 9. Oktober 1531, brach die Vorhut der fünf Orte auf nach Nidkirch und Boswil, das Freiamt bedro-

hend. Am folgenden Tag rückten ihre Hauptpanner nach Zug.

In Zürich meinte man auf den Kriegsausbruch vorbereitet zu sein. Man hatte Kundschaft aus den Ländern Tag für Tag. Man hatte zum Voraus Rudolf Lavater zum Feldhauptmann erwählt und manches andere vorgesehen. Und jetzt, da es galt — ging alles „z’hinderfür“ und verfehrt und entsetzlich lahm. Zürich, das sonst so stolze Heere ins Feld stellte, zog für seinen neu errungenen evangelischen Glauben in die Schlacht, die für die kirchliche und politische Gestaltung der Eidgenossenschaft auf Jahrhunderte hin schlechthin entscheidend war, mit einer Handvoll Krieger, mit mangelhaftem Zeug, in einer Verfassung, die schon die Niederlage selber war.

Woher das? Das Unglück beruhte vornehmlich in der Lage Zürichs nach außen und innen. Nach außen mußte es den Streich vom Feinde abwarten, weil ihm gewehrt worden, ihn zuerst zu führen, und das war ein gewaltiger Nachteil. Nach innen war damals der große geniale Leiter der Geschichte Zürichs seiner beherrschenden Stellung entrückt, während den Folgen seines Tuns, dem Kriege, nicht mehr auszuweichen war. Die Zügel des Staates lagen nicht mehr in Zwinglis fester und sicherer Hand, und ein anderer, der ihn zu ersetzen vermocht hätte, war nicht da. Der Krieg fing gerade in dem Augenblick an unpopulär zu werden, als er unvermeidlich geworden. Es fehlte an einer tatkräftigen, durchgreifenden Oberleitung. Ein anderer Wind wehte in der Politik als früher. Zwingli liebte schnellen Rat und rasche Tat. Jetzt war mehr die „ruhige Umsicht“, die nichts überstürzt, an der Tagesordnung, besonders auch darum, weil man sich so auf den entscheidenden Moment um so eher der Hilfe der Berner zu versichern glaubte. Nimmt man hinzu den ersten Schrecken über die vollendete Tatsache: der Krieg ist da! und die schlechten



Machenschaften der Gegner im eigenen Lager, die im geheimen, so viel sie konnten, wider einander richteten, so muß man über den Ausgang sich nicht wundern. Es war genau der, den Zwingli vorausgesagt und in schmerzlicher Ergebung hoffnungslos abwartete: ein großer Unglückstag.

Als an jenem Montag der Bericht in die Stadt kam, „die Katholischen kommen“, war die erste Sorge, nichts zu übereilen. Es konnte ja auch nur ein leeres Gerücht sein. Man wollte sichere Nachricht abwarten. Erst als die Sache sich bestätigte, als der Wirt vom Zürichalbis schweißtriessend in der Stadt anlangte und Kunde gab, die Feinde rücken schnellen Laufes an und die im Amte Knonau eilen gen Kappel, um sich selbst zu schützen, wenn die Herren sich nicht rühren wollen, erhielt Georg Göldli Befehl, mit der Vorhut abzurücken. Lavater wollte gleich auf der Landschaft stürmen lassen. Man ließ es nicht zu. Göldli brach am Dienstag, vormittags zehn Uhr, mit einigen hundert Mann auf. Er hatte gemessene Weisung, sich in keinen Kampf einzulassen, bevor die Hauptmacht nachgekommen sei. Weil aber die Pferde noch nicht bereit waren, konnte der Schützenhauptmann Peter Hüsli erst nachmittags mit dem schweren Geschütz nachfolgen und kam in der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr in Kappel an. Durch Zuzug vom See und vom Grüningeramt stieg Göldlis Häuflein auf 1200 Mann. In der Stadt begehrte Lavater am Dienstag Vormittag abermals den Sturm in den Landgemeinden. Der Rat trat um 2 Uhr zusammen und beschloß um 4 Uhr, ihn ergehen zu lassen, zuerst in den entferntesten Mantonsteilen (!). Um 7 Uhr stürmte Oberwinterthur; während der Nacht heulten die Sturmglocken im Manton. Doch nicht überall. An einigen Orten kam Gegenbefehl; man weiß nicht von wem. Am Mittwoch früh wurde das Schlachtpanner vom Rathhaus ausgehängt. Langsam sammelten sich die Scharen und spärlich. Die vom Lande mochten noch nicht

da sein. Kostbare Stunden waren durch Unschlüssigkeit vergeudet worden. Um 11 Uhr brach die „Hauptmacht“ auf, 700 Mann statt 4000, auf die man gerechnet. Wieder mangelte es an Verspannung für die Räderbüchsen. Neben dem Feldhauptmann ritt der Bannerherr Hans Schwyzer, der Schützenhauptmann Wilhelm Tönig, der Hauptmann der Sproche, Heinrich Escher. Auch Zwingli zog freiwillig mit. Von den Seinigen nahm er herzbewegenden Abschied; er wußte, daß er nicht wieder heimkehre. Als er aufs Pferd steigen wollte, scheute dieses heftig. Darin sah man eine schlimme Vorbedeutung.

Inzwischen hatte Göldli bei Stappel Stellung genommen. Schon am Dienstag Abend sahen die Wachen auf den Höhen die Luzerner in Schiffen über den See stoßen, auch vernahm man deutlich das Brüllen des Risttiers von Zug herauf. Als dann am Mittwoch gegen Mittag der Feind anrückte und die Rüstungen schon durch die dunkeln Tannen unterhalb Stappel glitzerten, wurde die Schlachtdrängung hergestellt. Ob dem Kloster gen Albis hin zieht sich sanft ansteigend eine mäßige, breite Anhöhe, damals „auf Scheuren“ genannt, zur Linken gegen Ebertsweil von einem vorspringenden Buchenwäldchen begrenzt, zur Rechten und nach hinten in einen sumpfigen Grund auslaufend, über den die Straße von Zürich führte. Auf dieser Höhe, für ein starkes Heer eine ebenso treffliche Position wie für ein schwaches eine unhaltbare, stellte Göldli seine Mannschaft auf, im Vordergrund die Hackenschützen, links das schwere Geschütz ob dem Kloster und vorüber dem Jfflisberg, dahinter den Schlachthausen. Die kleine Heerschar kniete nieder und flehte Gott um seinen Beistand an.

Die Katholiken hatten noch in Zug durch eine Messe ihren Glauben und durch ein kräftiges Mahl den Leib gestärkt. Sie waren in fünf Haufen geteilt nach den Ländern, der von Luzern geführt von seinem Schultheißen Hans Wol-

der, die andern von ihren Landammännern. Jeder der Hauptleute redete noch zu seiner Mannschaft, wobei Golder sprach: „Wenn Gott uns den Sieg gibt, so werft euch nicht zu begierig über sie, angesehen, daß sie zuvor unsere Mitleidgenossen gewesen und, ob Gott will, wieder werden mögen.“ Unterhalb des Klosters angelangt, nahmen sie am Nfflisberg Stellung und schickten den Zürchern den Absagebrief.

Auf Seite der Letztern traten die Führer zusammen und berieten, ob sie diese Stellung halten oder in eine gedecktere sich zurückziehen wollen, bis Verstärkung nachrücke. Ernste Stimmen sprachen sich für den Rückzug aus. Doch Rudolf Gassmann, der Müller von Mettmensjetten, stampfte mit dem Fuß und rief: „Da, da muß mein Kirchhof sein! Gott lasse mich nimmermehr den Tag erleben, daß ich diesen Leuten weichen sollte. Lieber will ich hier sterben.“ Auch andere waren der Ansicht, man könne mit Ehren und ohne Schaden jetzt nicht mehr zurückgehen. Man blieb. Auch den Vorschlag, das Wäldchen zur Linken abzuschlagen oder Leute hineinzulegen, verwarf Göldli. — Um 1 Uhr eröffnete der Feind die Schlacht mit drei Kanonenschüssen. Die Zürcher, deren Hauptstärke gerade im schweren Geschütze bestand, antworteten sehr kräftig. Der gewaltige Geschützdonner brachte sogar etwelche Entmutigung beim katholischen Heere hervor. Da trat Landammann Troger von Uri vor die Linie und sprach: „Seid wohlgemut, liebe Freunde, ihr Geschütz wird uns wenig schaden!“ Zwei Stunden lang unterhielten die Zürcher ein zwar wenig wirksames, aber so lebhaftes Feuer, daß die Feinde einen Angriff nicht wagten. Vergeblich suchten diese durch verschiedene Bewegungen sie aus ihrer Stellung zu locken.

Unterdessen rückte das Zürcher Banner, bei dem auch Zwingli sich befand, allmählig auf den Albis. Schon dieses desselben hörten sie den Kanonendonner von Kappel

her. Die Angst um die Brüder beflügelte ihren Fuß. Eilend, mühsam kletterten sie den Berg hinan in aufgelösten, regellosen Gruppen. Oben machten die Führer bei einer Buche Halt. König meinte, man werde mit so wenig Leuten denen in Stappel wenig Mut machen: man solle warten, bis alle beisammen seien. Lavater antwortete: „Das ließe sich hören, wenn Volk vorhanden wäre. Man hat aber den Sturm nicht wollen ergehen lassen, darum haben wir ein Banner ohne Leute. Wir können hier nicht säumen.“ Zwingli sprach: „Soll man sich hier vorerst lange sammeln, so besorge ich, wir kommen für unsere biederen Leute zu spät. Darum ziemt sich nicht, daß wir hier stehen und hören, wie die Unsrigen da unten leiden. Ich einmal will im Namen Gottes zu den biedern Leuten hinab und willig mit ihnen sterben oder sie retten helfen.“ So zogen sie ungesäumt weiter. Als sie dem Schlachtfeld sich näherten, hörte Hans Maller von Winterthur, der hinter Zwingli ritt, wie dieser laut und inbrünstig betete, indem er Seele und Leib und besonders auch seine Kirche Gott anbefahl. Um 3 Uhr langte das Banner in Stappel an. Sieben Geschütze waren nicht weiter als bis Türler gelangt.

Die Katholiken, die die Reformierten weder aus ihrer Position zu bringen, noch von vorn anzugreifen wagten (sie hielten dieselben für viel stärker; die Bäume verbargen ihre kleine Zahl), beschloßen nun, ihrerseits die Stellung zu ändern. Sie wagten das kühne Unternehmen, mit dem ganzen Troß durch den tiefen Grund angesichts des Feindes hindurchziehend, die Linke der Zürcher zu gewinnen und dort, durch das Wäldchen gedeckt, von rückwärts liegenden Anhöhen hinter denselben ihnen in die Seite zu fallen. Da dabei mehrere Gespanne in der Tiefe stecken blieben und Verwirrung entstand, war es natürlich, daß mutige und einsichtige Zürcher verlangten, daß man eben jetzt in sie einbreche. „Fromme Zürcher“, rief Wallmann, „jetzt laßt uns

getroßt in sie fallen, jetzt sind sie unser; gewiß, wenn wir sie jetzt angreifen, sind sie geschlagen.“ Auch Hans Huber von Hausen wollte mit mehreren frisch an sie. Wöldli gab Gegenbefehl, da man die Kräfte nicht zersplittern dürfe.

Nachdem die Feinde sich unbehelligt festgesetzt hatten, ersah man nun die Gefahr, von links umgangen zu werden. Wieder wurde, unter fortgesetztem Kanonenfeuer, Kriegsrat gehalten wegen des Rückzugs. Viele widerrieten abermals, es sei eine gefährliche Sache. Doch legten sich die Feinde inzwischen so drohend um den linken Flügel der Zürcher, daß ihnen keine Wahl mehr blieb. Jetzt willigte auch Wöldli ein, und jetzt — war es zu spät.

Es war vier Uhr geworden; die Sonne neigte sich bald zum Untergang. Die katholischen Führer traten zur Beratung zusammen und beschloffen, weil es der Tag der unschuldigen Kindlein sei, an dem ihre Väter nie Blut vergossen, und weil zu Marignano der Angriff so spät am Tage ihnen großen Schaden gebracht, heute nicht mehr zu schlagen, sondern ein Lager zu beziehen. Das gefiel dem Hans Rauch von Uri übel. Er sammelte auf eigene Faust dreihundert Schützen um sich und ließ vierhundert Hellebardiere sich bereit halten. Jene führte er rasch in das Wäldchen, und während sie von da aus auf die Zürcher schossen, drangen die vierhundert von vorn an. Mit wildem Geschrei rannten sie heran: „Wohlan, ihr Ketzer und Melchdiebe, nun finden wir euch!“ Die Zürcher dagegen riefen: „Ihr Verräter und Hölzknecchte, seid ihr hier!“ Ein heftiges Stechen, Schlagen und Steinwerfen von beiden Seiten begann. Die Zürcher, durch einen Zaun und Graben gedeckt, wehrten sich standhaft und drängten die Feinde zweimal zurück. Doch nun drang die Hauptmacht der Katholischen, die begonnene Schlacht annehmend, durch den Wald, wodurch „ein solches Prasseln und Brausen entstand, daß die Erde erbehte und der Wald zu brül-



len schien.“ Die schon im Rückzug befindlichen Zürcher stellten sich und erwarteten festen Fußes den überlegenen Feind (8000 Mann gegen 1800); sie standen aber zu gedrängt, um von den Waffen wirksamen Gebrauch machen zu können. Die Katholischen mit ihren handlichen Schwertern und langgestielten Mordäxten waren im Vorteil gegen die Reformierten mit ihren Büchsen und Speißen. Das schwere Geschütz der letztern wurde nutzlos im Kampfe, Mann gegen Mann. „Redlich dran, biedere Leute, redlich dran!“ rief der Bannerherr Schweizer, ein hoher, ehrwürdiger Greis, das Banner mächtig emporhaltend. Und redlich sochten die Braven im ersten Glied, ob auch der Tod reiche Ernte hielt.

Da sahen die Hintersten den rechten Flügel des Feindes nordwärts gegen den Mündsbühl schwenken, um ihnen in den Rücken zu fallen. „Sie wollen uns umschlagen!“ tönte es durch die Reihen, und von Schrecken ergriffen begannen die im letzten Gliede zu weichen gegen den Mühlegraben hin, der sich durch den Sumpf zog. Solche, die beim Banner standen, folgten, mehr ihrer Sicherheit als ihrer Ehre eingedenk, allmählig nach; der Feind, sobald er das Weichen wahrnahm, drängte mit Siegesruf doppelt kräftig nach, und die Schlacht war entschieden. Wohl widerstand noch mancher Brave, als schon alles verloren war, und zog den Tod einer schimpflichen Flucht vor. Die Mehrzahl wandte sich, dem Racheischwert der Sieger zu entrin-  
nen. Furchtbar räumten diese unter den Geschlagenen auf; manchen Fliehenden ereilte noch weit hinter der Wahlstatt der tödtliche Streich; bis zum Albis hin lagen die Verwundeten und wurden auch sie bis zum Einbruch der Nacht ohne Pardon hingemacht. Dann erst ließen die Hauptleute unter Trommelschlag ausrufen, daß keine Verwundeten mehr getödet werden dürfen. Der Landleute wurde eher geübt als der Städter. Wer beichtete, rettete das Leben.

In Todesnot war auch das Banner, dessen Träger fiel; doch wurde es gerettet durch die fast übermenschliche Kraftanstrengung dreier Männer, Hans Rambli, Adam Näf und Uli Denzler, die nachher reichlich belohnt wurden.

Unter den Gefallenen war auch Ulrich Zwingli. Als der erste harte Angriff erging, rief ihm Leonhard Burckhard, der Pfister, ein Gegner, zu: „Wie steht's nun, Meister Ulrich, wie gefällt euch die Sache? Ihr habt uns den Brei gekocht und die Rüben gesalzen; nun müßt ihr sie auch helfen ausessen!“ „Das will ich“, antwortete Zwingli, „und mancher Biedermann, der hier steht in Gotteshand, dessen wir lebendig und todt sind.“ Und als Bernhard Sprüngli ihn etwas später bat, das Volk zu stärken mit Trost, da sprach er zu den Umstehenden: „Biedere Leute, seid trostlich und fürchtet euch nicht. Müssen wir gleich leiden, so ist unsere Sache doch gut. Befehlet euch Gott, der uns und den Unsrigen helfen kann. Gott walt's!“ Er stand in den Reihen der Kämpfenden, machte aber von seiner Waffe keinen Gebrauch, widerstandslos bereit zum Todesopfer. Mehrmals im Gedränge darniedergestoßen, erhob er sich wieder, bis ein Schlag aufs Haupt ihn hinreckte. Auch an den Schenkeln war er durch Stiche verwundet. Als plündernde Feinde ihn fanden, fragten sie ihn, ob er einem Priester beichten wolle? Er schüttelte verneinend das todesmatte Haupt und sandte die letzten leuchtenden Blicke gen Himmel, die um Erlösung flehten. Da zückte Bockfinger aus Unterwalden sein Schwert und versetzte ihm, dem noch Unerkannten, in den Hals den Todesstoß. — Erst am folgenden Morgen hieß es, der Zwingli sei auch unter den Toten. „Da war ein wundergroß Zulaufen den ganzen Morgen; jedermann wollte den Zwingli sehen.“ Noch im Tode soll er so frisch und kräftig ausgesehen haben, wie wenn er predigte. Der alte Priester Hans Schönbrunner von Zug, als ehemaliger Zürcher

Chorherr mit Zwingli wohl bekannt, konnte, vor seiner Leiche stehend, sich der Tränen nicht enthalten und sprach: „Was auch dein Glaube war, ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenosse gewesen. Gott verzeihe dir deine Sünden.“ Trotz der Abmahnung der Führer ließ der wilde Haufe noch an der Leiche seine Rache aus. Sie wurde gebierteilt, verunehrt und verbrannt.

Am ganzen fielen 514 Zürcher, darunter 98 aus der Stadt, ihre Blüte, viele Räte und Hochangesehene. Winterthur verlor 11 Mann mit dem Schultheißen, die Bogtei Rüsnacht 39 mit dem wackern Pfarrer Schmid; desgleichen verloren Bülach, Ottenbach, Affoltern und andere Orte ihre Pfarrer. Sieben Geistliche der Stadt und achtzehn der Landschaft bezeugten mit ihrem Blute die Treue als Seelsorger und Bekenner des Evangeliums. Von Kappel lag der Abt mit 2 Klosterherren und 3 Knechten auf der Wahlstatt, von Hausen 9, von Mettmensstetten 15, unter ihnen der Müller Wallmann mit zwei Brüdern.

Unversehrt und unverwundet waren — die F ü h r e r Wöldli, Lavater und Füssli. Kein Wunder, wenn man von Verrat sprach, besonders beim Erstgenannten. Jedenfalls war Wöldli entweder ein Verräter, oder aber ein total unfähiger Hauptmann von bodenloser Unkenntnis im Kriegsfache. Er trägt eine Hauptschuld am Verluste der Schlacht, aber nicht die einzige.

In Zürich war der Jammer und die Wehklage groß. Doch verlor der Rat die Besonnenheit keinen Augenblick und war auch Zwinglis Reformationswerk, das auf ewigem Grunde ruhte, darum nicht in Frage gestellt. Es kamen starke Zuzüge von Thurgau, St. Gallen und Schaffhausen; Bern rückte mit einem stattlichen Heere bis Bremgarten vor. Mit ihnen vereinigte sich das Zürcherheer und zog nun, 25,000 Mann stark, gegen Baar hinauf, wo die Katholischen ein verschanztes Lager bezogen hatten. Um

sie aus dieser festen Stellung herauszulocken, unternahmen etwa 5000 Reformierte einen verheerenden Einfall in der Richtung nach Menzingen. Aber 1500 Katholische zogen ihnen nach, überfielen sie am 24. Oktober nachts auf dem Gubel und erschlugen ihrer viele Hunderte. Nun wich die Hauptmacht der Reformierten wieder nach Bremgarten zurück und ließ das Anonauer Amt und den See den Feinden offen. Diese fielen ins linke Seegebiet ein und drangen bis Horgen hinunter. Vergeblich drängte Zürich die Berner, daß sie ihnen helfen und sich wie Brüder zeigen in der gemeinsamen Sache. Die Zürcher unternahmen noch dies und das, nichts geriet ihnen; ein Unstern waltete über den ganzen Kriege. Mißstimmung ergriff das Landvolk; es begehrte Frieden. Regenwetter trat ein und die Kriegsleute ließen heim. Zürich hatte keine Wahl mehr. So weh es tat, es mußte Frieden schließen. Er kam am 16. November bei Baar zu stande. Der Hauptartikel lautete, daß beide Teile einander bei ihrem Glauben lassen, daß aber in den gemeinen Herrschaften von den Gemeinden aufs neue abgemehrt werden dürfe, damit, wer wolle, zum „alten und wahren“ Glauben zurückkehren könne. Auch die Minderheiten sollten ihren Gottesdienst üben dürfen.

Nun begann weit herum in der Schweiz die Rückwärtsbewegung. Viele abgebrochene Altäre wurden wieder hergestellt und die Messe wieder eingeführt. Bremgarten, Mellingen, Rapperswil, Weesen, Wyl und andere Orte wurden gewaltsam wieder katholisch gemacht und die hervorragendsten Freunde des Evangeliums an Ehre und Gut empfindlich gestraft. Weitergehende Absichten katholischer Heißsporne wurden nicht erreicht. Zwinglis Leib hatten die Feinde töten können: doch die Tat seines Lebens war und bleibt unvergänglich.

## 14. Charakter Schilderung Zwinglis.

Zwingli ist ein geschlossener, in sich einiger, harmonischer Charakter, wie selten einer. Den Grundzug seines Wesens, auf welchen seine Haupteigenschaften mittelbar oder unmittelbar zurückgeführt werden können, bilden seine echt republikanische Anlage und seine humanistisch-moderne Denkweise.

I. Zwingli ist bürgerlich-einfach, schlicht, bescheiden, volkstümlich. Was die Kinder dieser Welt plagt, Eitelkeit, Reichtum, Ehrgeiz, läßt ihn ruhig. Er ist Geistesmensch. Sein Sinn geht auf den Kern der Dinge, recht nach Art wahrhaft großer Männer.

Wir wissen nicht einmal genau, wie er ausgesehen hat. Er hat sich nicht abbilden lassen. Nicht sein Gesicht, sondern seine That sollten die Nachkommen sehen. Das bekannte ältere Asper'sche Brustbild ist erst nach seinem Tode gemacht und jedenfalls verzeichnet. In neuester Zeit ist nach den Stampferschen Medaillen ein besseres erstellt worden, das hoffentlich bald ein beliebter, ehrwürdiger Zimmerschmuck werden wird bei unserer evangelischen Bevölkerung. Im allgemeinen ist uns überliefert, er sei ein mittelgroßer, kräftig gewachsener Mann gewesen, von blühendem Antlitz und strotzender Gesundheit. Zeitliches Gut besaß und verlangte er nicht. Sein Haushalt war bürgerlich sparsam, sein Einkommen sehr bescheiden. Von dem Gut seiner Ehefrau (vierhundert Gulden) hat er keinen Heller an sich gezogen. Auf der Marburgerreise, die über Ermarlen kostete, bittet er von Straßburg aus seine lieben Herren in Zürich, „ihm zwanzig Kronen zu schicken, leihensweis; will's redlich wieder geben.“ — Auf der Disputation zu Bern schlug der damals schon Hochgefeierte das von vornehmen adeligen Stadtbernern ihm huldvollst anerbundene Quartier dankend



aus und wohnte bei einem Vetter Schneidermeister. — Seiner Frau schreibt er von da nach Hause, sie solle ihm doch (zur Schonung des bessern Gewandes bei der Arbeit) den „Tolgenrock“ schicken. — In Marburg erscheint der Sohn der Berge im schlichten Bürgerrock, während Luther durch ein neues, feines Gewand, das ihm der Kurfürst auf diesen Anlaß geschenkt, seine Person hervorhob. Wie billig. Hatte Zwingli die bessern Gründe, so gehörte dafür Luther der bessere Rock.

Die gemeinen Leute verachtete er nie, so hoch er auch auf der Stufenleiter der Ehren stieg. Er hatte Mitgefühl mit den Gedrückten. Das gewöhnliche Motto seiner Schriften ist der Spruch: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid etc.“ Mit seinen Brüdern, Bauern in Wildhaus, verkehrt er in Briefen brüderlich ungezwungen und beschwichtigt in rührender Einfalt ihre Bedenken, daß er zu weit gehen möchte. Toggenburgischen Pfarrern erteilt er gerne Rat in Gemeindesachen; auf den Wunsch der Landleute kommt er besonders nach Lichtensteig und bestärkt sie im Evangelium. Er liebt und achtet das Volk, aus dem er selbst hervorgegangen, er lebt und weht mit ihm. Er zieht als Feldprediger mit den Hellsbarden der Schweizer über die Berge und teilt mit ihnen Freude und Leid, Sieg und Niederlage. Er wendet sich an die schwyzerische Landsgemeinde und vertraut ihrer patriotischen Einsicht, daß sie die Pensionen und fremden Dienste abstelle. Er glaubt, daß auch das Volk da drinnen in den Bergen das Evangelium gerne annehme, wenn nur die Herren nicht aus Interesse dagegen wären. Als auch in Zürich der Bauernkrieg droht, findet er das Unrecht nicht allein auf Seiten der Bauern und trägt durch sein maßvolles Benehmen wesentlich zur glücklichen Lösung bei. Bei Stappel kämpft und fällt er unter der Masse, wie der andern einer. Allgemeines Priesterthum fällt ihm zusammen mit allgemeinem Bürgertum. Das ist republikanisch.

Luther hat etwas andere Art. Er ist deutsch. Er weiß, daß er Luther ist und sitzt selbstverständlich seinem Freunde V. Arnanach zum Bilde, das ihn verewigen soll. Er redet viel und schreibt viel; er hat viele Denkmäler. — Zum Volke hat auch er von Haus aus ein Herz. Doch ist ihm das Seelenheil, die (jenseitige) Seligkeit einziges Ziel, die irdisch-soziale Not der gedrückten Masse ist ihm mehr Nebensache.

Damit soll keineswegs Zwingli zum „Demokraten“, Luther zum „Aristokraten“ gestempelt sein. Die Erkenntnis auch der sozialen Gleichberechtigung aller Menschen und Stände war jener Zeit überhaupt noch fremd; sie kam erst durch die französische Revolution.

II. Zwingli ist gründlich, allseitig und harmonisch gebildet, sein Geist ist frei, groß und klar, nicht mittelalterlich, sondern neuzeitlich, aufs Allgemeine gerichtet.

Die Republik ist auf die Tüchtigkeit des einzelnen Mannes gestellt. Es kann nicht alles von oben erwartet werden, wie in der Monarchie geschieht; das Volk selber ist König und jeder brave Bürger Minister. Aber gebildet muß dieser Bürger der Republik sein, von klarem Verstand, von großem Herzen, von selbständigem Urteil. Wenn das die ultramontanen Schweizer von heute vergessen, indem sie unfrei den Nacken dem „unfehlbaren“ welchsen Joche beugen, und einen trennenden, verfolgungssüchtigen Jesuitengeist dem gemeineidgenössischen Brudergeist vorgehen lassen, so hat es wenigstens Zwingli gewußt vor 380 Jahren. Darum ist es ihm zu wenig, in irgend einer düstern Klosterkirche seine kostbaren Lebensjahre mit mönchisch geistlosem Spiel zu vertändeln, als ob die übrige Welt mit Brettern zugemagelt wäre; nein, von frischer, freier Bergluft genährt von Jugend auf und den soliden

Ueberlieferungen seines Hauses getreu, will er etwas Rechtsschaffenes lernen und hernach dem Vaterland damit nützlich werden. Die Welt steht ihm offen, und die Welt will der wissensdurstige, hochbegabte Jüngling erobern im Geiste. Nichts ist ihm fremd: alte und neue Welt, Heidentum und Christentum zeigen ihm die Wege Gottes und sind ihm wert, erforscht und gekannt zu werden.

Zwingli wird Humanist. Eine Welt voll unvergänglicher Schönheit tut sich ihm auf im Studium der muster-gültigen Werke der Alten, der Griechen und Römer. Seine Seele begeistert sich für diese in Staub gesunkenen Helden-völker, die ebenfalls unter dem Schirme republikanischer Freiheit und durch hingebende, menschlich schöne Tugend in Entwicklung der Staatsidee, der äußern Macht, der Kunst und Wissenschaft das Höchste geleistet haben. Er lebt mit innerer Wohlbefriedigung in diesen idealen Geistesreichen. Homer und Pindar, die Dichterkönige, werden seine unzertrennlichen Freunde. Er liebt die Alten und diese Liebe veredelt ihn selbst und macht sein Herz weit. Von den feinen Griechen lernt er Schönheits- und Anstandsgefühl, Höflichkeit im Umgang auch mit Gegnern. Bei den edeln Römern findet er Muster, reichliche, für die Gegenwart, und er will sie brauchen. Ueberhaupt kommt er zur Ueberzeugung, daß auch diese Völker Gotteskinder gewesen seien, soweit sie tugendhaft waren, und glaubt, daß ein Plato, ein Cato, ein Seneca selig geworden.

Das war nun freilich schon keckerisch genug geglaubt für die damalige rechtgläubige christliche Theologie. Denn daß diese gottlosen Heiden, weil sie von Christo nichts gewußt, zum voraus und ohne Ausnahme des Teufels seien, das war denn doch bei einem ordentlichen Christenmenschen damaliger Zeit, der auch noch „Glauben“ hatte, eine angemachte Sache, und zwar nach protestantischer wie nach katholischer Lehre.

Wie wir darum im allgemeinen im Beispiel Zwinglis einen glänzenden Beweis dafür erblicken, daß das Studium der Alten für eine gründliche, wahrhaftig freimachende Geistesbildung stetsfort unerläßlich sei, so halten wir auch im besondern dafür, daß dem Reformator gerade im Lichte altklassischer Schönheit zuerst das Bewußtsein von der Unschönheit und Unwahrheit der entarteten christlichen Religion und Kirche aufgegangen sei. Indem er bei den Heiden Christliches entdeckte, nahm er zugleich bei den Christen Heidnisches wahr.

Daß das Christliche wesentlich nichts anderes sei, als das wahrhaft Menschliche, „Humane“, und insofern mit dem Guten bei nichtchristlichen Völkern sich berühre, ist auch in manchen Sprüchen in Zwinglis Schriften ausgedrückt, die uns völlig antik (altertümlich) gemahnen, wie z. B.: „der Weise ist ein öffentliches Gut.“ „Religiös ist, wer ein mannhaft Gemüt hat.“ „Ein Christ ist nichts anderes, als ein guter, treuer Bürger.“

Diese an großen Stoffen geübte, philosophisch geläuterte Denkweise trägt Zwingli nun in seine christliche Theologie über und erhebt sich damit von vornherein hoch über die Anschauung seiner Zeit. — Gott ist ihm der unendliche, die ganze Welt von Ewigkeit her erfüllende Geist; er ist alles in allem. In der Bezeichnung dieser Allheit Gottes geht er so weit, daß er sich scheinbar pantheistischen Ausdrucksweisen nähert. Folgerichtig hat das Böse kein reales eigenes Sein für sich; es ist nur Durchgangspunkt. Die Sünde ist ein „Pest“, eine Krankheit der Seele. Der leidhaftige Teufel, an den Luther steif und fest glaubt, ist ihm ein Märchen. Zwingli lehrt daher auch die widerspruchslose Einerleiheit des Geistes Gottes und seiner Offenbarung zu allen Zeiten und an allen Orten. Christus, die Bibel, die wahre Kirche müssen in der Lehre der Wahrheit einhellig sein. Wo sie sich unter sich widersprechen oder

einer dieser Zeugen wider die Wahrheit lehrte, da behält der Geist Gottes Recht, d. h. der Geist der Gesamtoffenbarung schlägt den einzelnen widersprechenden Zeugen. — Christus nimmt Zwingli mit Freudigkeit an als den Grundstein und ewigen Hort der Kirche, als den Anfänger und Vollender unseres Heils. Er unterschreibt auch in Marburg das Zwölfartikelfekenntnis, steht also, zum Troste der Orthodoxie, als ein Kind seiner Zeit, auf dem Boden der Gottheit Jesu. Doch kann er seine rationalistische Ader auch hier nicht verleugnen: er verwirft die unsinnige Verquickung beider Naturen, die die Lutheraner erfunden, und hält menschliches und göttliches säuberlich auseinander. Uebrigens ruht ihm die Schwerkraft des Christentums nicht eigentlich in der einmaligen geschichtlichen Erscheinung Jesu, sondern in dem weltgeschichtlichen Walten des erlösenden Prinzips, nicht in der Person des Erlösers als solcher, sondern in seinem Geiste. Die Substanz des christlichen Glaubens ist ihm Vertrauen auf Gott und Liebe zu den Menschen. — Die Bibel ist seine gute Waffe gegen Katholiken, Wiedertäufer und Marburger. In der gelehrten Disputation, wo das Wort mehr gilt als der Geist, läßt er sich wider Willen auf den engen Standpunkt drängen, daß, was in der Bibel stehe, göttlich, was draußen, ungöttlich sei. Sonst aber denkt er ganz frei von diesem Buche, gerade so, wie er vermöge seiner Weltanschauung mußte: Nicht weil etwas in der Bibel steht, ist es wahr und gut, sondern weil sie den Sinn des ewigen, wahren, untrüglichen Geistes enthält, darum ist es ein heiliges Buch. „Das innere Wort entscheidet über das äußere“, ist sein Lieblingsgrundsatz. Will sagen: der Geist entscheidet über den Buchstaben. Das Ansehen der heiligen Schrift ruht auf demselben freien Urtheil des innern Wortes über das äußere, welches seiner Zeit die Auswahl und Sammlung der biblischen Bücher zum Kanon veranlaßt hat. Er



sagt: In Person und Zeit haben die heiligen Schriftsteller bisweilen geirrt, in der Sache (Gebot, Verbot, Verheißung) niemals. Weil die Offenbarung sich nicht widersprechen kann, so muß die Schrift durch die Schrift erklärt werden. „Der Sinn muß mit nach den Worten gespannt werden, hunder die Wort nach dem Sinn.“ Zwingli wendet bei der Schriftauslegung vielerlei „Figuren“ an, um den rechten Sinn herauszubekommen. Dabei wird freilich sein aufs Allgemeine gerichteter Sinn dem Einzelnen und Individuellen nicht immer gerecht. — Daß er die Symbole (Glaubensbekenntnisse) gering schätzt, kann uns darnach nicht wundern. Symbole, sagt er, d. h. Erkenntniszeichen der Erwählten, sind nicht Worte, sondern die Thaten der Selbstverleugnung.

Ein so selbständiger, freier Denker, an den Alten gebildet, am Evangelium geklärt und vertieft, mußte notwendig mit der Kirche in Konflikt geraten. Nicht erst in Folge erschütternder Seelenkämpfe wird ihm das göttliche Licht der Wahrheit mit einem Male offenbar, wie dem Zeltweber von Tarsus oder dem Augustinermönche in der Klosterzelle zu Erfurt; er nimmt vielmehr dieses Licht in stetigem Fortschreiten allmählig in sich auf, sein ganzer Bildungsgang ist der Weg aus der Dämmerung zur Klarheit. Er verwirft die Autorität der Kirche, die nur als unsichtbare, d. h. als ideelle Gesamtheit aller Guten aller Zeiten, heilig ist, als zeitliche Erscheinung aber sehr unheilig und unvollkommen, weil von den selbstsüchtigen Priestern dem Geist Christi vollständig entfremdet. Die Kirchengemeinde ist ihm die wahre Kirche, jede Versammlung ehrlicher Christenmenschen ist ihm so gut als ein Konzil, er und Leo X. sind so gut wie Bischöfe. Es ist der Gedanke der republikanischen Gleichberechtigung, der Selbstherrlichkeit des Gewissens, des allgemeinen Priestertums, und dieser Gedanke ist der Tod der katholischen Kirche. Weil er ein ganzer Re-

formator ist und nicht ein halber, so kann er nicht die Meßaltäre hinaus schaffen und die Bilder drinn lassen. Luther schon letztere und sagt: „Ist der Schlange das Gift genommen, so mag sie leben.“ Zwingli: „Sind die Nester abgetan, so kehren die Störche nicht wieder.“ Die Kunstehrte auch er. Aber jene fragenhaften Abbilder einer überlebten legendenhaften Dogmatik, der religiösen Phantasie mehr Schranke als Stoff, fielen mit Recht. Die Orgeln wurden beseitigt, weil sie, müßig stehend, dem zum neu aufgefundenen Wort Gottes massenhaft sich hindrängenden Volke einen kostbaren Raum versperrten. Jetzt sind sie wieder drinn und haben Platz.

III. Zwingli faßt seine Aufgabe als Reformator so weit als möglich. Er vermählt das kirchlich=religiöse Interesse innig und unzertrennlich mit dem sittlich=praktischen; daher theils seine Geistesrichtung auch auf die politischen Dinge, theils seine kühn durchgreifende Tatkraft.

Zwingli kam gleich sehr auf theoretischem wie auf praktischem Wege zur Erkenntnis der Nothwendigkeit auch einer politischen Reform im Vaterlande. Theoretisch hatte er seine Griechen und Römer viel zu gut studiert, um nicht mit klarem Kopf und warmer republikanischer Sympathie aus ihrer Geschichte die alte Lehre geschöpft zu haben, die heute noch jeder gratis bei ihnen haben kann, daß Eintracht ein Volk stark macht und Zwietracht ihm den Untergang bereitet. Praktisch fand er tatsächlich die heillosesten politischen Mißstände vor, Pensionennehmen der Großen, Reislaufen der Kleinen, Zerissenheit der Parteien, Käuflichkeit, ehrlose, ausländische, nicht schweizerische Politik. Zwingli hätte nur ein halbes, nicht ein ganzes Herz für sein Volk haben müssen, wenn er zwar die römischen Pfaffen aus der Kirche gejagt, aber die französischen Kronenfresser und

Seelenverkäufer in den leitenden Räten der Eidgenossenschaft unbehelligt gelassen hätte. Dieses politische Uebel gefährdete aufs höchste das z e i t l i c h e Glück, jenes kirchliche — das e w i g e Wohl, das Heil der Seelen. Es war schwer, gegen e i n e s aufzukommen; Zwingli wagte es, gegen beide zumal den Kampf zu erheben, nicht in unbewußter, unglücklicher Vermengung zweier ganz ungleichartiger Gebiete, noch auch in bewußter Ueberschätzung der eigenen Kraft, sondern einfach darum, weil er aus höherm Gesichtspunkt beide Aufgaben als e i n e sah, als die der sittlichen Wiedergeburt des Volkes der Eidgenossen aus dem Geiste des Evangeliums. Sinnlichkeit hatte das Heiligtum der Kirche verwüßt, Selbstsucht den Staat. War nicht das Evangelium das Heilmittel für beide Wunden?

Das ist eben das Eigentümliche und Große an Zwinglis Geistesart, daß er nicht, wie das Mittelalter und auch noch Luther tut, Religion und Kirche im engsten Sinn als alleinheilige Sphäre allen übrigen Geistesgebieten als von Natur unheiligen in ausschließlichem Gegensatz gegenüberstellt, sondern daß er die Grenzen der Religion erweitert und auch alles und jedes sittliche Tun, als tausendfältige Ausstrahlung der einen Zentralsonne, für sie in Anspruch nimmt. Man kann über das Verhältnis der Religion zur Sittlichkeit viel Gelehrsamkeit entwickeln; wenn aber die Forderung der gegenwärtigen Bildung entspricht, daß jene die unsichtbare Wurzel, diese der sichtbare und fruchttragende Baum sein müsse, so kann man sagen, daß Zwinglis Auffassung auch hierin sich merkwürdig mit der neuzeitlichen zu berühren scheint. Dem neu aufgefundenen religiösen Heilsgrunde entsprossen sogleich lebendige Früchte der Freiheit für diese Welt: eine strenge öffentliche Sittenzucht, die der Stadt Zürich den verlorenen guten Ruf wiedergibt; gelehrte Schulen, die sie allmählig zu einer Leuchte der Wis-

enschaften zu erheben bestimmt sind, und — eine neue vaterländische Politik, zunächst wenigstens ein Programm und eine Aussaat auf Hoffnung.

Der Religion ist nichts Menschliches fremd in Zwingli's Augen. Sie schließt kein Lebensgebiet aus, sie absorbiert sie vielmehr alle, sie zieht sie an und nimmt sie auf. Sie ist das Netz, das über die ganze irdische Welt ausgeworfen werden soll, um sie zu fangen fürs Himmelreich; ist das Senfkorn und der Sauerteig im Gleichnis.

So wird bei den Reformierten die Religion lebendige, praktische Tätigkeit, während sie für Luther mehr (leidender) Zustand ist. Darum sagt Schneckenburger, „dieses Praktische im religiösen Selbstbewußtsein, dieses Dringen auf Auswirkung des Glaubens sei der psychologische Grundzug bei den Reformierten. Sie wollen den Glauben in Werken zeigen, während der Lutheraner, wenn er sich durch den Glauben gerechtfertigt weiß, im übrigen ruhig sein Bier trinkt.“

Allerdings zieht Zwingli die praktische Konsequenz entschiedener und durchgreifender. Den Gottesdienst reinigt er **d u r c h a u s** von seinen unevangelischen Auswüchsen und nimmt selbst Melancthon's rasche Tat insoweit in Schutz, als sie vor Gott wenigstens nicht strafbar sei. In der Glaubenslehre ist er am weitesten und freiesten, doch ist die Schranke seiner Zeit auch die seinige und im Minderkauffstreit muß er den strengen Schriftgrundsatz selbst Lügen strafen. Das Evangelium muß überallhin ausgebreitet werden. Darum braucht er unbedenklich alle Mittel zu diesem Zwecke, Staatshilfe, Bündnisse, Krieg. — Luther erschrickt vor der letzten Konsequenz. Er will predigen, reden, schreiben, das Gotteswort auf den Scheffel stellen, daß es leuchte. Aber nun soll es selbst mit seiner Gotteskraft sich den Weg bahnen. Sobald die Wittenberger unter Carlstadt's Führung seine Predigt in die Praxis übersetzen wol-

len, ruft er: „Was habt ihr getan? Ihr seit des Teufels Werkzeuge!“ Menschliche Organisation zum Schutz der neuen Kirche haßt er, vor Bündnissen und Krieg graut ihm.

Zwingli ist die Tatkraft selbst. Ein Uebel erkennen und sogleich Hand anlegen zu dessen Hebung, ist ihm eins. Wenn die zuständigen Behörden nicht willens sind, augenfällige, öffentliche Uebelstände zu beseitigen, so hat der Bürger, schon in Monarchien, das Recht, von sich aus einzuschreiten. In Republiken aber wird dieses Recht zur Pflicht.

Zwingli ist dem Propheten Jesaja ähnlich. Wie dieser, wirkt er religiös und politisch zugleich. Wie dieser eifert auch er gegen die fremden Bündnisse. Er ist der erste, welcher die Neutralität der Schweiz als ihre besondere politische Aufgabe erkennt und ausspricht. Was er will, ist die kirchliche und staatliche Einheit des Vaterlandes auf neuer, sittlich vernünftiger Grundlage um jeden Preis. Er glaubt, daß zur Einheit eines Volkes auch die des Glaubens gehöre, und er hält es anfänglich für unmöglich, daß die römische neben der evangelischen sich halten und es selbst zur Gewalt kommen lassen werde. Aus dem Bund der Kantone will er einen Bundesstaat machen unter Zürichs und Berns Führung. — Daß solche Ziele mit dem Gänsefuss allein nicht erreicht werden, wußte er, der Geschichtsfundige wohl, darum war er für einen frischen, fröhlichen Krieg zur rechten Zeit. Allein als Zürich zur rechten Zeit ihn führen wollte, ward es verhindert, und als es zur Unzeit ihn führen mußte, geschlagen. Gott und die Berner ließen es zu. *Diis victrix causa placuit, sed victa Catoni.\**)

Zwinglis Endzweck wurde dreihundertsechzehn Jahre später, im Jahr 1847, im Pulverdampf der Schlacht bei

\*) Hälften auch die Götter den Siegern, so hält darum Cato seine unterlegene Sache doch für gut.“



Gislikon in politischer Hinsicht erreicht; in konfessionell-firchlicher ist er auf immer verloren. Eine siegreiche Rappelereschlacht hätte uns beiden Einheitszielen sehr nahe gebracht.

Daß Zwingli und die Zürcher in jenen Reformationsjahren, wo für Jahrhunderte Geschichte gemacht wurde, hin und wieder etwas eigenmächtig und gewalttätig verfahren, ist wahr. Aber in großen Entscheidungszeiten kann es nicht anders geschehen, als daß der mächtig fortwärtsdrängende Zeitgeist, der ein Neues gebären will und muß, zu Recht bestehende Geseze und Verträge mehr oder minder verlegt. Das Alte hat in solchen Fällen das formelle, das Neue das materielle Recht für sich. Ist der Gegensatz tief genug, so muß die Gewalt entscheiden. Diese Notwendigkeit ist ihr Recht.

Unser Reformator war hartnäckig in Verfolgung seiner Pläne. „Nöd nah laß“, dieser Appenzeller-Grundsatz war auch der seine. Wildhaus ist ja nahe an Appenzell. Aber schadet's denn etwas, im Guten hartnäckig zu sein und ein „Zwingli“? Wenn unsere Zeit, wo die Prozente regieren und die Rücksichten florieren, für diese Grundsätzlichkeit und Treue, für diesen selbstlosen, „verzehrenden Eifer um des Herrn Wort“ nicht mehr ein volles Verständnis hätte, so gereichte dies Ziel nicht Zwingli zur Unehre. Gottlob, daß Zwingli der war, der er war. Mit seinem Feuereifer hat er unser „freies“ Vaterland einer geistlichen Großmacht entrissen, die der wahren Freiheit stets feindlich war. Wäre er lauer gewesen, er hätte von den damaligen dreizehn souveränen Landesregierungen samt gemeinen Herrschaften nicht eine einzige nachgerissen, sein Werk wäre verflümmert und die Schweiz wäre gegenwärtig, wie alle Länder, wo die Ultramontanen Meister sind, eine Beute des Jesuitismus: Daß wir nicht ein Land sind wie Spanien oder Italien, wirtschaftlich arm und elend und geistig un-

mündig, wir Schweizer verdanken es Zwingli und der durch ihn hervorgebrachten Wiedergeburt und sittlichen Gesundung des Volksgeistes aus dem Evangelium. Das mögen sich nicht bloß unbefangene Katholiken merken, sondern auch gleichgültige oder religionsfeindliche Protestanten, die, indem sie etwa sagen „Pfaff ist Pfaff“, ihrer Unwissenheit ein glänzendes Zeugnis ausstellen.

IV. Zwingli und Luther sind ungleiche Naturen. In Luther liegen zwei Zeitalter in ungelöstem Widerspruche. Zwinglis Geist ist abgeklärt und einig. Er gehört der Neuzeit an.

„Ihr habt einen andern Geist“, das hat Luther instinktiv, aber richtig gefühlt in Marburg.

Gewiß, die Heldengestalt des Wittenbergers steht in gewaltigern Unrissen vor unserm Auge. Er übertrifft Zwingli an jener unendlichen Tiefe des religiösen Glaubensgrundes, kraft dessen er in Gottes Namen den Kampf mit allen Teufeln fröhlich bestehen will. Darum jener großartige Verzicht auf alle irdische Hülfsleistung. Dem absoluten Gottvertrauen, dem bergebersehenden Glauben ist menschliche Sorge viel zu gering. Dazu sind die leuchtenden Wendepunkte seiner Laufbahn vom Zauber der Romantik umflossen, der seinem Leben den großen Stempel eines von Gottes sichtbarer Hand selbst geleiteten weltgeschichtlichen Dramas aufdrückt. Sein Heldenlauf beginnt mit einem Wort — bis zur Wartburg. Von da steigt Luther herab von der Höhe, der Adlerflug seines Geistes senkt sich. Wir erkennen seine Schranke. Es ist ihm nicht gegeben, grundsätzlich mit dem Alten zu brechen und grundsätzlich ein Neues zu bringen. Er bleibt auf halbem Wege stehen und macht Front gegen den Geist, der ihn gezeugt. Er fürchtet auf einmal den ganzen Protestantismus und bekämpft ihn als den baren Teufel mit uner-

hörter Hefigkeit in Carlstadt, in den Bauern, in Zwingli. Er hat die Gewissensfreiheit nur erobert, um der alten Kirche eine neue entgegenzustellen -- auf derselben Grundlage. Ein neuer Name, die alte Sache. Gott und Teufel, Diesseits und Jenseits, Kirche und Welt stehen einander nach wie vor schroff und unverzöhnt gegenüber. Die kirchliche Frömmigkeit bleibt das Mittel, dem Teufel und dieser bösen Welt zu entinnen und seine Seele in die Seligkeit der andern Welt hinüberzuretten. Der Buchstabe, das Bekenntnis herrscht abermals, lutherische Konzilien schleudern ächt katholische Bannstrahlen, und die Welt ist nicht mit einem neuen Geiste, wohl aber mit einem neuen Kirchlein bereichert. Luther bleibt stehen in der mittelalterlich-katholischen Weltanschauung.

Zwinglis Wirkungskreis ist enger, seine Laufbahn weniger glanzvoll, sein Leben kurz. Aber er ist ein Mann aus einem Guß, ein ganzer Mann in seiner Geistesbildung und in seiner That, ein vollausgeprägter Charakter. Und dieser Charakter ist durchaus neuzeitlich bestimmt, in einem Maße, das uns überrascht, ja mit Bewunderung erfüllt. Man meint unwillkürlich, Zwingli sei eine Persönlichkeit aus unserer Zeit heraus, und wenn er heute wieder käme auf Erden aus der Walhalla der unsterblichen Helden, man hätte ihm rasch und leicht die kirchliche Lage der Gegenwart klar gemacht, und er müßte begeistert abermals in die Reihen der Kämpfer eintreten, um nochmals männlich zu streiten gegen römische Finsternis und jegliche Unfreiheit, sei's nur mit seiner feinen, geistvollen Feder, sei's, wenn's nötig wäre, auch mit dem wehrhaften Schwert.

Er glaubt an den lebendigen, allwaltenden Gott, doch ist sein Gottesgedanke philosophisch durchgebildet. Er glaubt an eine göttliche Vorsehung, doch ist er überzeugt, daß man Gotteswille auch machen könne. Er glaubt, daß in Jesu Christo allein unser Heil sei, doch steht ihm das er-

lösende Prinzip der Liebe höher als die Person. Er anerkennt die Bibel als die Quelle göttlicher Offenbarung, doch ist ihm geistloser Buchstabendienst widerlich. Daß Tintengeschirre gegen den Teufel und seine Handlanger gut sind, glaubt er mit Luther, doch reflektiert er mehr auf die Tinte, als auf das Geschirr. Diese höllischen Geister, Teufel, Hexen u. s. f., die die Welt zu lange in düstern Wahn gebannt, haben keinen Raum in seiner heitern Weltanschauung. Die Religion ist ihm nicht ein Mittel für irgend etwas und kein Extradienst an Gott, sondern der innere, ewige Lebensgrund des Menschen, die heilige Flamme, die seine Seele erleuchtet und erwärmt und hundertfach fruchtbar hinauswirkt ins Leben. Er sucht die Probe der Religion in der Sittlichkeit, die Bewährung des Glaubens in der Liebe, den Beweis der Worte in der Tat. Zwingli gibt überhaupt dem diesseitigen Erdenleben, der „Welt“ und ihren Organisationen den Wert und die Würde zurück, die ihnen gebühren, ohne am jenseitigen Leben irgend zu zweifeln. Darum legt er den Schwerpunkt des menschlichen Erdendaseins entschieden mehr in die sittlich-praktische, als in die religiös-beschauliche Tätigkeit; darum wirkt und schafft er so energig nach allen Seiten und nützt und bessert und reformiert, wo er kann, selbst über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Er will wirken, so lange es Tag ist. Und er hatte Ursache, den Augenblick auszukaufen. Die Nacht kam ihm frühe.

Zwingli stand auf dem Boden der neuzeitlichen Weltanschauung. Ein Kind dieses freien und humanen Geistes, lebte er im sechszehnten Jahrhundert um dreihundert Jahre zu früh, eine Weissagung kommender Zeit. Darum erlitt er auch das Schicksal der Propheten; er ward getötet von denen, die er beglücken wollte.

Jenseits des Albis, ob dem freundlichen, in Obstbäumen versteckten Dörfchen Mappel, in herrlicher, ausichtsrei-

cher Lage, steht links an der Landstraße, die gen Zug führt, an der Stätte, wo Zwingli fiel und starb, auf erhöhter Stelle ein Denkmal. Ein breiter, terrassenförmig aufsteigender Weg, von einem rebenumkränzten Hag geschützt und eine Steintreppe führen empor. Auf niederm Postamente ruht ein gewaltiger, doppelt mannshoher Granitfels. Zwei Inschriften auf eisernen Tafeln künden dem Fremdling des Steines Bedeutung. Auf der Vorderseite liest man: „Den Leib können sie töten, nicht aber die Seele, so sprach an dieser Stätte Ulrich Zwingli, für Wahrheit und der christlichen Kirche Freiheit den Heldentod sterbend, den 11. Oktober 1531.“ Auf der Rückseite in lateinischer Sprache: „Hier fiel im sechszehnten Jahrhundert nach Christi Geburt Ulrich Zwingli, zugleich mit Martin Luther Begründer der freien christlichen Kirche, für Wahrheit und Vaterland vereint mit Brüdern tapfer kämpfend, der Unsterblichkeit gewiß.“

Ein freier Platz zieht sich umher, von einer Reihe von Bäumen mit dichten Blätterkronen im Halbkreise begrenzt und umschattet. Vögel singen in den Zweigen, der Wind flüstert sanft in den Blättern. Kinder hüpfen und spielen auf dem Platz. Der Wanderer, der die Straße zieht, kommt herauf, schauet, liest und geht sinnend wieder seinen Weg.

So rauscht leise der Strom der Zeit vorbei am „Zwinglistein“, wie er in der Umgegend heißt, und an uns, dem lebenden Geschlecht, bis auch wir dahin müssen. Die Tat es edeln Toten aber lebt fort, und sein Name bleibt ewig.





# Anhang.

---

## Der armen From Zwinglin Klag.\*)

1. O Herre Gott, wie heftig schluog  
Mich dines Bornes Ruthen!  
Du armes Herz, ist's nit genuog,  
Kannst du noch nit verbluoten?  
Ich ring die Händ: käm doch min End!  
Wer mag min Elend fassen?  
Wer mißt die Not? Myn Gott, myn Gott,  
Hast du mich gar verlassen?

2. Ich fürcht die Nacht, ich fürcht den Tag,  
Ich schüch mich vor den Lüten;  
Ich hör nur Jammer, Angst und Klag,  
Nur Verschuldigen vnd Stryten,  
Man sicht mich an: dyn Man hats than!  
Ves' ich in vielen Dugen,  
Es pocht der Hohn: das Alt muoß koh'n!  
Bald offenbar, bald tougen.

3. Was klagt ihr mir der Uewern Todt?  
Hab ich nit gnuog ze tragen?  
Ach, üwer Not ist ouch myn Not,  
Vnd meeret myne Klagen!  
Wer suocht das Korn am Schlehendorn?  
Bym steinin Bild Erbarmen?  
Was suocht denn Ihr Trost, Hilf by mir?  
Ich bin die ärmst der Armen!

---

\*) Zwingli's Gattin wurde durch die Schlacht bei Kappel schrecklich heimgesucht, denn sie verlor daselbst neben ihrem Ehegatten auch noch den Sohn, den Tochtermann, den Schwager und den Bruder.

4. Und kumbt die lange Abendzyt,  
 Wo Kopf vnd Dug ermatten,  
 Erschreckt mich in der Einsamkeit  
 Ein jeklich Ton vnd Schatten.  
 Ich süß: o Nacht, wärst du verbracht,  
 Möcht doch dyn Dunkel wychen!  
 Entschlafen kum, plagt mich der Traum  
 Mit ytel Bluot vnd Wychen.

5. Ich renn in Stryt, ich suoch, vnd kann  
 Durch Spiess vnd Schwerter dringen,  
 Find Mann, Sün, Bruoder, Schwestermann  
 In Blout vnd Tode ringen.  
 Man zeigt mir ouch den schwarzen Rouch  
 Sich hoch zum Himmel schwingen,  
 Ich seh die Rott mit Hohn vnd Spott  
 Ihr Grewelthat vollbringen.

6. Es gellet ouch das Jammergeschrey  
 Mir stätlich in Dren;  
 Uf, Wassen, Wassen, Als herby!  
 Ach Gott, wir hand verloren!  
 Uf Wyb vnd Mann! louf, louf wer kann!  
 Der Feynd ist vor den Thoren.  
 So helf vns Gott, Als Als ist todt!  
 Louft, louft zu Mur vnd Thoren!

7. Ich rannt hinus, fragt wen ich sach;  
 Vnd fürchtet doch die Märe.  
 Ich Thörin, ach ich wußt es ja,  
 Daß er nit widerkehre!  
 Des Sternez Ruoth, die Lust in Bluot  
 So grusamlich entzündet,  
 Die Klag der Ewl, das Nachtgehwil,  
 Hatts sattfam schon verkündet.

8. Er wußt es ouch, doch wollt er mich —  
 Ich wollt ihn nit erweichen.  
 Doch da syn Roß so rücklings wick,  
 Thät er wie wir erbleichen.

Die Kind und mich, wie brünstiglich  
Hat er uns noch umfangen!  
Sah stets zurück, sein letzter Blick  
Ist mir durchs Herz gegangen.

9. So schwinget sich, wie ein Gefett,  
Um mich nur Angst und Jammer.  
Entflüch ich dann der Lagerstett,  
Ze süßen in der Kammer,  
So schlycht mir, ach, das Regli nach,  
Und weint: kannst du nit schlafen?  
Zwingt mich ze Bett. — So bluoten stett  
Die Wunden, die mich trafen.

10. Hör ich das erste Hahnenschrey,  
So pryh ich mynen Herren:  
Gottlob, die Nacht ist bald vorbey,  
Der Tag will widerkehren!  
Er zeigt mir doch die Kindlein noch,  
Sy mindern doch die Läre.  
Wie oft voll Furcht hab ich gehorcht,  
Ob ich s' noch athmen höre!

11. Ein Engelskuß hat s' ufgeweckt.  
Drum sy so freundlich lachen.  
Ein jeglichs dann syn Köpflin streckt,  
Und spächt, ob ich erwachen.  
Dann henken s' sich mit Bitt an mich:  
Ach, hör doch uf ze schreyen! —  
O Mutterherz, du armes Herz,  
Kann dich noch was erschreyen?

12. Du bindest mich ans Leben noch,  
Du trybst den Tod zerück,  
Du lüpfst des Kumbers ysin Foch,  
Daß es mich nit erdrücke!  
Du ruofft: fortan luog d'Waislin an!  
Was soll us jnen werden?  
Sy sind ein Pfand us Huldrychs Hand,  
Und hand nur dich uf Erden!

13. Ja, diesen Schatz, mir anvertrunt,  
Ich will in trüm verwalten!  
Den Tempel, den er ufgebunt,  
Den sollend sy erhalten.  
Uf syner Bahn führ ich sie an,  
Daß er durch sie sich neurwe,  
Vnd Hulderich im Himmelreich  
Sich ihr vnd myner frewe.

14. Komm du, o Buoch! du warst syn Hort,  
Syn Trost in allem Uebel.  
Ward er verfolgt mit Tat und Wort,  
So griff er nach der Bibel.  
Fand Hilf by ihr. — Herr, zeig ouch mir  
Die Hilf in Jesu Namen!  
Gib Muoth vnd Stärk zum schweren Werck  
Dem schwachen Wybe! Amen.

Martin Astori.

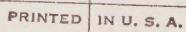
## Inhalt.

---

	Seite
1. Einleitung . . . . .	3
2. Land und Leute . . . . .	7
3. Zwingli's Lehr- und Wanderjahre . . . . .	10
4. Die Anfänge der Zürcherreformation . . . . .	17
5. Zwingli siegt in den Religionsgesprächen . . . . .	24
6. Zwingli reinigt den Gottesdienst und überwindet die Wiedertäufer . . . . .	34
7. Zwingli schreibt wider den fremden Herrendienst . . . .	43
8. Die übrigen Orte. Klaus Hottinger. Ittinger Kloster- handel. Badener Religionsgespräch. Bern geht über.	49
9. Fortschritte der Reformation. Neue Gewalttaten . . .	58
10. Zwingli und der Krieg . . . . .	64
11. Zwingli und Luther in Marburg . . . . .	75
12. Sonnenuntergang . . . . .	83
13. Die Schlacht bei Kappel. Zwingli's Ende . . . . .	92
14. Characterschilderung Zwingli's . . . . .	103
Anhang: Der armen From Zwinglin Klage . . . . .	119





[illegible]

GTU Library



3 2400 00631 1702

Grob, August  
Huldreich Zwingli

GV7  
G89



**Grossmünster zur Zeit Zwinglis.**